Leben und Martertod

des

am 10. November 1889 in Rom selig gesprochenen

Johann Gabriel Perboyre,

Priesters der Kongregation der Mission.

Nach den Quellen bearbeitet

von

einem Priester derselben Kongregation.

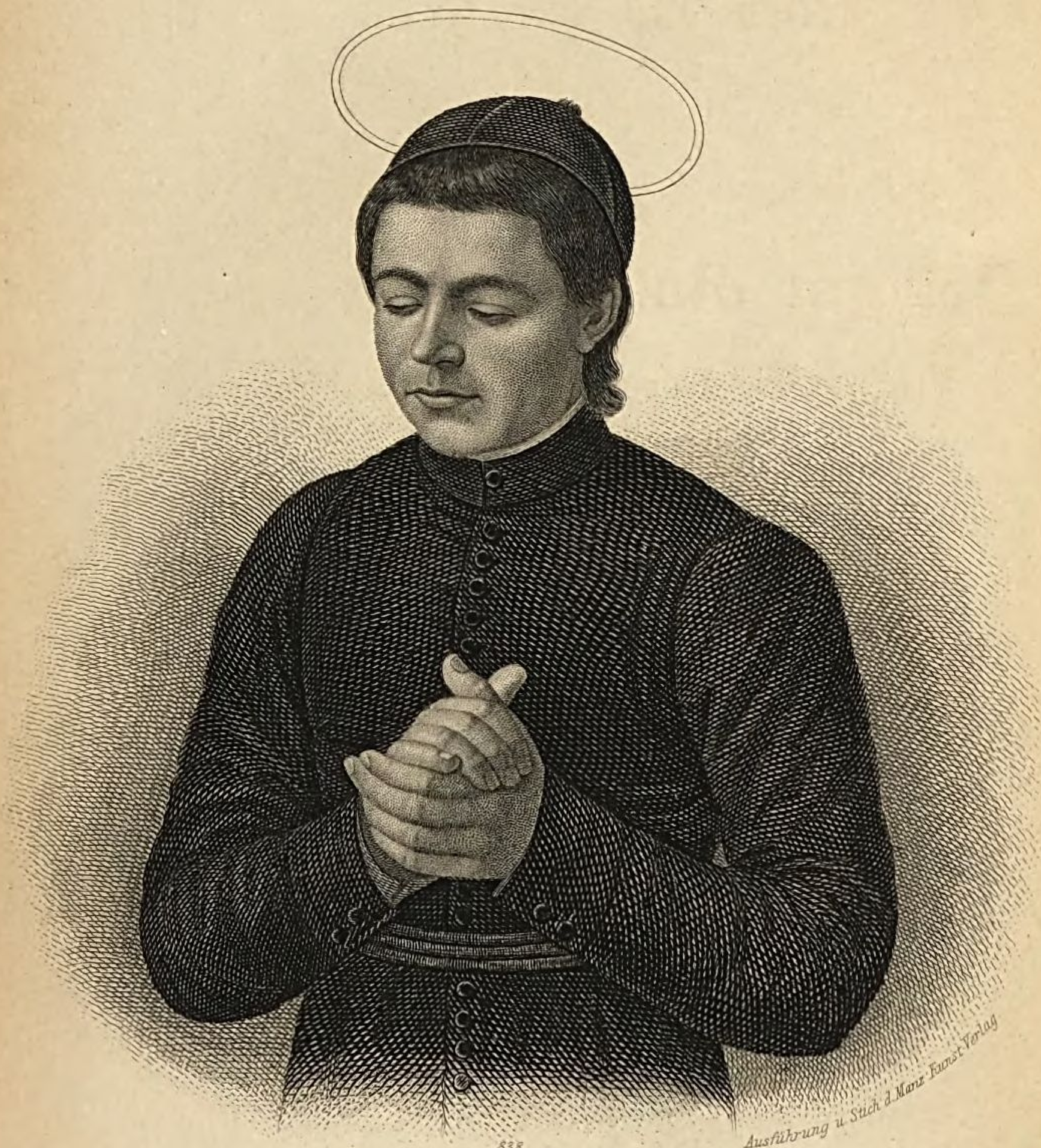
Mit Gutheißung der Obern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

1890.

Regensburg, New York & Cincinnati.

Druck und Verlag von Friedrich Pustet.



Johann Gabriel Perboyre,
Lazarist, Martyrer in China, 11. Septbr. 1840.

Selig gesprochen in Rom am 10. Nov. 1889.

Verlags-Anstalt vorm: G. J. Manz in Regensburg.

Leben und Martertod

des

am 10. November 1889 in Rom selig gesprochenen

Johann Gabriel Perboyre,

Priesters der Kongregation der Mission.

Nach den Quellen bearbeitet

von

einem Priester derselben Kongregation.

Mit Gutheißung der Obern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

1890.

Regensburg, New York & Cincinnati.

Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

Vorwort
zur ersten Auflage.

Hat die Feier des fünfzigjährigen Priesterjubiläums unseres heiligen Vaters Leo XIII. in der ganzen katholischen Welt einen Widerhall gefunden, der ohne Beispiel in der Geschichte dasteht und hat sich diese Huldigung vor dem Priestergreise auf Petri Stuhl durch die zahlreichsten, wie kostbarsten, so sinnigsten Geschenke aller Art, nicht bloß der Katholiken, sondern auch der getrennten Brüder, sogar der Anhänger des Islam und heidnischer Regenten ausgesprochen; haben Tausende und aber Tausende aus allen Welttheilen zu seinen Füßen um den apostolischen Segen für sich und die Ihrigen gefleht, unter denen auch der Verfasser dieses Büchleins: so hat auch die triumphirende Kirche durch die zahlreichen Seligsprechungen, die in diesem Jahre erfolgt sind, daran Theil genommen und in den der Ehre

der Altäre würdig Erkannten uns neue Helfer und Fürbitter an Gottes Thron und Vorbilder in allen Tugenden zur Nacheiferung aufgestellt.

Denen, welche diesen Seligen den Tribut ihrer Verehrung durch Veröffentlichung eines Lebensabrisses dargeboten, möchte auch der Verfasser dieser Blätter sich anschließen, um seinem verklärten Mitbruder zu huldigen, und Deutschlands Katholiken, besonders seinem Klerus, das Bild eines vollkommenen Priesterlebens zur Erbauung und Nachahmung darzubieten, das unter der heftigsten blutigen Verfolgung im Martertode vollendet, auch uns Kampfesmuth und Siegeszuversicht in den Stürmen, die Deutschlands Katholiken noch immer umtoben, einflößen kann.

Bitten wir Gott um der Verdienste seines seligen Blutzeugen willen für uns Alle um diese Gnade.

K. am Feste des h. Augustinus
(28. Aug.) 1888.

Der Verfasser.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Was beim Erscheinen dieses Büchleins im vorigen Jahre gehofft wurde, hat sich nun am 10. November 1889 im Vatikan in Rom durch die feierliche Seligsprechung Perboyre's verwirklicht und wir freuen uns in dieser sobald nöthig gewordenen neuen Auflage unsern seligen Mitbruder der Ehre der Altäre gewürdigt, dem Klerus und dem Volke als mächtigen Fürbitter am Throne Gottes vorstellen zu können.

Zahlreiche Nachbesserungen und kleinere Zusätze, sowie ein kurzer Bericht über die Feier in Rom sollen, so hoffen wir, unsern Dank für die freundliche Aufnahme unserer kleinen Gabe bezeugen.

Köln am 2. Sonntage nach Ostern, den 20. April 1890 (Fest der Uebertragung der Reliquien des h. Vincenz von Paul).

Der Verfasser.

Erklärung.

Nach der Vorschrift des Papstes Urban VIII. unterwerfen wir uns und diese Schrift dem Urtheil der unfehlbaren heiligen, römischen, katholischen Kirche.

Der Verfasser.

Erstes Hauptstück.

Perboyre's Geburt und Jugend.

„Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", und: „Ein guter Baum bringt gute Früchte"[1]) Diese Worte der ewigen Wahrheit, unseres göttlichen Heilandes Jesu Christi, sind, wie für jeden Einzelnen, so auch für jede gesellschaftliche Vereinigung von Menschen der sicherste Prüfstein, an welchem ihr Werth sich offenbart. Mag Verstellung und Heuchelei noch so sorgsam mit dem Schafspelz süßer Worte und scheinheiligen Betragens sich verhüllen: am Ende verrathen die Werke dennoch den verborgenen Wolf und wir finden unser vorahnendes Mißtrauen vollauf gerechtfertigt. Andererseits treffen wir im Leben häufig Menschen und Familien, die sich äußerlich in Nichts von der gewöhnlichen Menge unterscheiden, und dennoch sehen wir bei ihnen bald Früchte hervorwachsen, die das Auge Gottes erfreuen und über ihre Mitmenschen Heil und Segen verbreiten.

Eine solche Familie lebte im Anfange dieses Jahrhunderts im südlichen Frankreich, in der

---

[1]) Matth. VII, 16. 17.

Diözese Cahors, in dem kleinen Weiler Puech, der zur Pfarre Mongesty gehört. Peter Perboyre und seine Frau Maria Rigal besaßen dort ein mittelmäßiges Erbe, dessen Bearbeitung es ihnen ermöglichte, in bescheidenem Wohlstande zu leben. Ausgehend von dem Grundsatze, daß nicht Reichthum, sondern Genügsamkeit und Gottesfurcht die Grundlage eines glücklichen Ehestandes bilden, waren sie vor Allem darauf bedacht, ihre christlichen Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Ihre Sitten waren einfach und nach den Vorschriften der heiligen Kirche geregelt. Darum herrschten auch Eintracht und Friede unter ihrem Dache, und der Segen Gottes fand kein Hinderniß, sich über sie in reichem Maße zu ergießen. Eine namentlich in Frankreich seltene Kinderschaar belebte das christliche Haus, welches ein Zeuge im Seligsprechungsprozeß eines Mitgliedes desselben eine Familie von Heiligen nannte.[1]) Gott schenkte ihnen vier Söhne und vier Töchter, die sich Alle ihrer frommen Eltern würdig erwiesen. Ein Sohn und eine Tochter blieben in der Welt, wo sie als musterhafte Christen lebten. Eine ihrer Töchter starb, als sie eben in eine religiöse Genossenschaft eintreten wollte; zwei andere gehören der Genossenschaft der Töchter der christlichen Liebe an. Drei Söhne traten in die Kongregation der Missionspriester vom

[1]) Beatificationis Ven. Servi Dei Joannis Gabrielis Perboyre, Positio. Romæ, iterum excusa typis Vaticanis. 1881. klein fol. pag. 7, nro. 13. (Summarium Pars I. num. VIII. pag. 13.)

heiligen Vincenz von Paul ein: Johann Gabriel, der als Martyrer in China sein Leben opferte, Ludwig, der als Missionar nach China gesandt wurde, aber auf dem Meere starb, und Jakob, der noch jetzt im Mutterhause der Genossenschaft in Paris lebt.

Johann Gabriel Perboyre, dessen Lebensabriß wir in diesen Blättern geben wollen, wurde am 6. Januar 1802, am hl. Dreikönigentage geboren. Wie diese heiligen Weisen aus Liebe zu dem neugeborenen Welterlöser den weiten Weg von vielen beschwerlichen Tagreisen nicht scheuten, um als Erstlinge aus den Heiden ihn anzubeten: so sollte auch dieses begnadigte Kind die lange Reise nach China freudig unternehmen, um dort den in der Finsterniß des Heidenthums sitzenden Völkern als Stern des Heiles zu erscheinen und um durch seine Lehre, seinen heiligen Wandel und seinen Tod als Blutzeuge für seinen gekreuzigten Erlöser Zeugniß abzulegen.

Gleich am folgenden Tage empfing er in der hl. Taufe die Namen Johann Gabriel, die ihn beständig an den muthigen Blutzeugen Johannes, den Vorläufer des Herrn, sowie an den Engel erinnerten, der vor der Arche des Bundes im Tempel zu Jerusalem dem Zacharias erschien und der hochgebenedeiten Jungfrau Maria die frohe Botschaft der Menschwerdung des Sohnes Gottes verkündigte.

Johann Gabriel war ein gutgeartetes Kind, und es schien, als ob die Sittsamkeit ihm angeboren sei. Sein Zartgefühl war so groß, daß

er im Alter von fünf Jahren selbst seinen Schwestern oder nächsten Verwandten es nicht gestattete, ihn zu berühren oder zu umarmen, wozu sein einnehmendes Aeußere und sein liebenswürdiges Betragen in diesem zarten Alter nur zu leicht Andere veranlaßten. Es genügte, daß sein Vater ihm einmal gesagt hatte, das passe sich nicht, um seines vollkommenen pünktlichen Gehorsams gewiß zu sein. Ueberhaupt nahm er es mit dem Gehorsam gegen seine Eltern so genau, daß man niemals den geringsten Fehler dagegen an ihm bemerken konnte. Was ihn aber noch mehr vor andern Kindern seines Alters auszeichnete, war von früh an seine zarte Frömmigkeit. Mit Aufmerksamkeit und gefalteten Händchen hörte und lernte er die täglichen Gebete, und es war rührend zu bemerken, mit welcher Andacht und Liebe er die süßen Namen Jesus und Maria aussprach und die gemeinsamen Gebete verrichtete. Als er im Stande war, die Pfarrkirche zu besuchen, zeigte er sich von der tiefsten Ehrfurcht für die Wohnstätte des Allerhöchsten durchdrungen und beobachtete auf's Genaueste die Mahnung des Heilandes: „Mein Haus ist ein Bethaus",[1]) so daß seine Eingezogenheit und Sammlung Jeden überraschte. Mochte in der Kirche was immer vorgehen, man sah ihn niemals darauf acht geben, nie umschauen und plaudern. Kaum könnte Jemand mehr Ehrerbietigkeit an diesem hl. Orte bezeigen. Alles an ihm bewies, wie sehr er von

---

[1]) Luk. XIX, 46.

dem Gedanken an die Gegenwart Gottes durchdrungen war und wie sehr er sich vor Zerstreuung hütete. „Man hätte über ihn hinwegschreiten können," sagten die, welche ihn beobachteten, „er würde nicht darauf geachtet haben." O möchten doch Alle, jung und alt, es beherzigen, wie schwer sie Gott oft in der Kirche beleidigen, und nicht vergessen, daß derselbe Heiland, der, wie das Evangelium des neunten Sonntags nach Pfingsten uns vorhält, noch soeben auf dem Oelberg über den bevorstehenden Untergang Jerusalems weinte, beim Eintritt in den Tempel von heiligem Zorn erfaßt, die Verkäufer, die den hl. Ort entweihten, mit einer Geißel von Stricken aus demselben hinauspeitschte. Wie wird es im Gerichte denn Jenen ergehen, die durch Gedanken, Begierden, Blicke und unanständiges Betragen in der Kirche oft Todsünden begehen?

Wie wir vom heil. Vincenz von Paul[1]) lesen, daß das Mitleid gegen die Armen schon als Kind sein Herz erfüllte, so zeigte auch Johann Gabriel sich bei seinen Eltern als ihr Anwalt, und es machte ihn glücklich, ihnen das Almosen überreichen zu können.

Auf dem Lande wird auch das Kind schon angehalten, sich nützlich zu machen, und so sehen wir Gabriel schon mit sechs Jahren die kleine Herde seines Vaters hüten, und er that es mit solcher Sorgfalt, daß Niemand sich über einen

---

[1]) P. Collet, Vie complète de S. Vincent de Paul. Paris 1818. 8. T. I. p. 10.

Schaden zu beklagen hatte, an dem er Schuld gewesen wäre.

Mit acht Jahren schickte man ihn nach Mongesty in die Schule, und auch da zeichnete er sich vor Allen durch seinen Fleiß, sein gutes Betragen im Verkehr mit andern Kindern und rasche Fortschritte im Lernen aus. Obwohl er sich wenig mit den Andern abgab, stand er doch mit Allen in gutem Einvernehmen und schien sich besonders nur denen anzuschließen, an welchen er die meiste Sittsamkeit und Frömmigkeit wahrnahm. Zugleich mit dem Schulunterrichte nahm er auch Theil an dem Unterrichte im Katechismus, den ihnen der Pfarrer erklärte. Auch dieser war entzückt über das Betragen und die Fähigkeit des neuen Zöglings, der durch seinen Fleiß und durch die scharfe Aufmerksamkeit auf seine Erklärungen ihm nie eine Antwort schuldig blieb und den er scherzweise seinen kleinen Doktor nannte, weil er besser als alle Andern jede geforderte Auskunft kurz und klar zu geben verstand. Nie hatte er nöthig, ein Wort des Tadels über ihn auszusprechen; ja er würdigte ihn so gut, daß er ihn, wenn er sich für einen Augenblick aus der Kirche entfernen mußte, mit der Aufrechthaltung der Ordnung und des Stillschweigens beauftragte. Seine Frömmigkeit und Bescheidenheit verschafften ihm bei seinen Mitschülern solches Ansehen, daß sie ihm wie dem Pfarrer selbst gehorchten.[1]) Bald aber lernte der gute

---

[1]) Annales de la Congrègation de la Mission. Tom. VII, p. 4. Paris 1842. 8.

Pfarrer seinen Schüler noch von einer bessern Seite kennen und im Stillen die Tugenden bewundern, die an dem frommen Kinde hervorleuchteten, besonders seine Andacht zum allerheiligsten Altarssakramente. Man konnte ihn in der Kirche beobachten, wie er halbe Stunden lang kein Auge vom Tabernakel verwandte und wie Liebe und Dankbarkeit gegen Gott auf seinem Angesichte erglänzten. Deshalb machte der Pfarrer auch mit Johann Gabriel eine Ausnahme von seiner Regel, die Kinder erst mit oder nach dem vierzehnten Jahre zur ersten hl. Kommunion zuzulassen, damit in dem reifern Alter der Eindruck dieser hehren Feier um so tiefer eindringe und für das ganze Leben fester hafte. Schon mit elf Jahren ließ er ihn zu. Keiner wagte etwas dagegen zu sagen, weil man ihn schon damals allgemein den kleinen Heiligen nannte.

Hocherfreut über diese unerwartete Gunst, versäumte Johann Gabriel nichts, um sich zum würdigen Empfange seines Heilandes vorzubereiten, unterstützt von dem gewissenhaften Seelsorger, der sorgsam in dem jungen Herzen alle Keime des Guten pflegte und die reiche Frucht vorbereitete, welche auf einem so guten Acker hervorsprießen sollte. Von da an empfing er die h. Kommunion alle Monate und an den Hauptfesten des Jahres und immer mit derselben Andacht und Inbrunst, so daß auf Befragen seine Eltern später erklärten, nie eine Abnahme seines Eifers und seiner Frömmigkeit in den Zwischenzeiten an ihm bemerkt zu haben. Nie versäumte

er eine kirchliche Andacht und brachte den ganzen Sonntag im Hause Gottes oder mit der Lesung des Lebens der Heiligen, besonders des h. Vincenz, zu dem er sich schon früh hingezogen fühlte, oder anderer religiöser Bücher zu. Denen, die während des Hochamtes hatten zu Hause bleiben müssen, erzählte er regelmässig, was der Pfarrer gepredigt hatte.

Schon jetzt hätte man ihn in seinem kleinen Kreise einen Apostel nennen können, so sehr war er durch den Drang seiner Liebe zu Gott bemüht, seine Geschwister, die er zärtlich liebte, mit Sanftmuth und Herzlichkeit vom Bösen zurückzuhalten und zum Guten anzuleiten.[1]) Selbst die rauhen Taglöhner, mit denen er zuweilen auf dem Felde arbeiten mußte, und die nicht selten den heiligen Namen Gottes entehrten oder unanständige Reden führten, hatten Achtung vor seiner Festigkeit und Bescheidenheit, mit denen er ihnen entgegentrat und hüteten sich in seiner Gegenwart weit mehr vor solchen Unziemlichkeiten. In der ganzen Gemeinde, wo er bekannt war, stellten die Eltern ihn ihren Kindern als Muster vor, um so mehr, da sie ja selbst ihn mit einer gewissen Ehrfurcht betrachteten und geneigt waren, wie einst die Nachbarn beim hl. Johannes dem Täufer sich zu fragen: „Was meint ihr, wird noch aus diesem Kinde werden?"[2]) So groß und wirksam zeigte sich selbst bei einem Kinde die Macht des guten Beispiels.

[1]) Beatificationis etc. Positio p. 8, nr. 13. [2]) Luk. I, 66.

Zweites Hauptstück.

Ein Studentenleben.

Johann Gabriel's jüngerer Bruder Ludwig, ein talentvoller Knabe, der zugleich in Frömmigkeit mit seinem ältern Bruder wetteiferte, äußerte das Verlangen, sich dem Priesterstande zu widmen. Die gottesfürchtigen Eltern gaben gerne ihre Zustimmung und beschlossen, ihn in das kleine Seminar von Montauban zu schicken, dessen Oberer Hr. Jakob Perboyre, Priester der Mission, ein Oheim des Vaters war. Da aber Ludwig sehr schüchtern und von schwacher Gesundheit war, erbot sich Johann Gabriel, um seinem zärtlich geliebten Bruder den Abschied von seinen Angehörigen weniger fühlbar zu machen, ihn zu begleiten und ein Paar Monate bei ihm zu verbleiben. Diese Zeit, meinte er, könne er für sich selbst verwenden, um in der Grammatik, im Rechnen u. s. w. sich zu vervollkommnen.

Das war die erste Trennung in der Familie, deren Mitglieder in Liebe so innig vereint waren. Der Abschied ging nicht ohne Thränen von statten. Doch tröstete man sich mit dem Gedanken, daß Johann Gabriel bald zurückkommen werde. Allein diese Hoffnung sollte sich erst nach vielen Jahren erfüllen; denn Gott hatte ganz andere

Absichten mit ihm. Fünfzehn Jahre war er alt, als er nach Montauban kam, wo der Oheim seine unschuldigen, talentvollen Neffen mit Freuden aufnahm. Rasch verstrich die ihm bestimmte Zeit, und es handelte sich darum, den ältern Bruder nach Hause zu entlassen. Dem widersetzten sich aber alle Lehrer der Anstalt und erklärten, es sei schade, so seltene Anlagen zu Wissenschaft und Tugend auf dem Lande verkümmern zu lassen. Sein Oheim theilte ihren Wunsch, aber er dachte, die Eltern würden auf ein ihnen so theures Kind, die Hoffnung ihrer alten Tage, nicht verzichten wollen. Den inzwischen angekommenen Vater bestürmten nun die Professoren, Johann Gabriel studiren zu lassen. Durch ihre Vorstellungen erschüttert, fragte er seinen Sohn um seine Wünsche. Dieser entgegnete ihm, er möge ihn noch einige Zeit dort lassen, damit er sich vor Gott und seinem Gewissen über seinen Beruf prüfen könne. Der Vater willigte ein, und bald hatte der fromme Knabe, vom h. Geiste erleuchtet, erkannt, daß Gott ihn zum Priesterstand berufe. So theilte er es seinem Oheim und brieflich[1]) seinem Vater mit, der ihm sofort erklärte, da Gott es so wolle, so werde er seinen Absichten nicht bloß nicht entgegen sein, sondern auch alle nöthigen Opfer bringen, um ihm zu helfen, sein ihm von der Vorsehung gestecktes Ziel zu erreichen. Da Johann Gabriel schon mehr als fünfzehn Jahre alt war, als er begann Latein

[1]) Aus Montauban vom 16. Juni 1817.

zu lernen, gab man ihm einen besondern Lehrer, unter welchem er so reißende Fortschritte machte, daß man nach sechs Monaten ihn in die fünfte Klasse bringen konnte. Gleich die erste schriftliche Arbeit brachte ihn auf den zweiten Platz, die darauffolgende auf den ersten, den er fortan bis zum Ende seiner Studien fast immer behauptete. Mit Ostern schon stieg er in die vierte Klasse und nach den Herbstferien mit Ueberspringung der dritten in die zweite Klasse. So wohl hatte er die Vakanz unter der Obsorge eines tüchtigen Lehrers benützt. Alle seine Lehrer gaben ihm aber auch das Zeugniß, daß nichts im Stande gewesen, seine Aufmerksamkeit von seinen Studien oder vom Unterricht in der Klasse abzulenken. Zuweilen suchten seine Mitschüler ihn durch muthwillige Neckereien, ja fast mit Gewalt zu stören. Aber anstatt sich zu widersetzen, oder aufzubrausen, hatte er ihnen nichts entgegenzustellen als ein Lächeln und einen bittenden Blick oder höchstens das Wort: Das dürfen wir nicht. Selbst in den Erholungsstunden hielt er sich von den lärmenden Spielen und Zerstreuungen seiner Mitschüler, mit einem Buche in der Hand, bei Seite. Darum war er aber doch nicht menschenscheu oder mürrisch gegen sie. Mochten ihre losen Streiche ihm auch noch so empfindlich sein, so blieb er nachher doch ebenso freundlich und gefällig gegen sie, so daß er auch die Hartnäckigsten unter ihnen entwaffnete, und sie ihm ihre Liebe und Verehrung nicht versagen konnten. So

bezeugte es nach seinem Tode Einer, der ihn in der Klasse gestochen und bis auf's Blut gekniffen hatte, um ihn in Unwillen oder Zorn zu bringen: „Welche bewunderungswürdige Geduld! Ich weiß nicht, ob sein Opfer mitten unter den Chinesen ihn mehr gekostet hat." Bei seinem Talente und eisernen Fleiße konnte es nicht fehlen, daß er am Ende des Schuljahres die meisten Preise und Auszeichnungen davon trug. Doch war ihm Keiner deshalb neidisch, weil Alle seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren ließen und Beifall zollten. Seine geistige Ueberlegenheit zeigte sich besonders in den beiden Klassen der Rhetorik und Philosophie, wo er mit glänzenden Talenten zu ringen hatte, die später die Zierden ihrer Diözesen wurden. Er bestand den Kampf mit Ehren; denn sein gesundes Urtheil, verbunden mit großer Leichtigkeit der Auffassung ließ ihn auch die verwickeltsten Fragen der Metaphysik mit einem Scharfsinne durchdringen und lösen, der seine Lehrer und Mitschüler in Staunen setzte und zu lautem Beifall fortriß. Während er noch seine philosophischen Studien fortsetzte, mußte sein Oheim Einen der Professoren entlassen. Um ihn zu ersetzen, wandte er sich an Johann Gabriel, der gerne einwilligte, die Klasse zu übernehmen. Und er that es mit solchem Erfolge, daß der junge Lehrer durch seine Lehrgabe und Sanftmuth sich sofort die Liebe und Hochschätzung seiner Schüler in so hohem Grade erwarb, daß sie noch nach dreißig Jahren davon mit Freude und Rührung Zeugniß gaben.

Hatte der junge Perboyre, wie wir gesehen, seine Studienzeit auf's Aeußerste ausgenützt, um sich die nothwendigen Wissenschaften und Kenntnisse zu erwerben, so ist das Zeugniß seiner Lehrer und Mitschüler über seine sittliche Führung und seine Tugenden ein noch viel glänzenderes.

Mit Zärtlichkeit wachte er über seinen jungen Bruder Ludwig. Ein Heiliger erzog einen Heiligen, ein Martyrer bildete einen Bekenner. Außer den Banden des Blutes vereinigten sie auch der gleiche Geschmack und dieselben Neigungen. Darum machte auch Ludwig unter einem solchen Führer rasch die bedeutendsten Fortschritte in seinen Studien und in der Frömmigkeit. Dasselbe bemerkte man auch bei allen Andern, die sich seinem Einflusse zugänglich erwiesen. Ein halbes Wort, ein Wink, ein freundlicher Blick war im Stande, das Ueberströmen der jugendlichen Unbesonnenheit zurückzuhalten. War ja doch sein Betragen und Beispiel ein immerwährender Mahner!

Wie oft haben nicht Lehrer und Erzieher mit Eigensinn und Leichtsinn ihrer Zöglinge zu kämpfen! Bei Johann Gabriel zeigte sich davon auch nicht die leiseste Spur. Er bedurfte nie einer Ueberwachung; denn er vergaß und übertrat nie eine Weisung oder eine Regel der Hausordnung. Besonders fiel es auf, daß er nie, auch unter den schwierigsten Umständen, das gebotene Stillschweigen brach, — eine Klippe, an der so leicht auch die bestgearteten Kinder scheitern. Seinen Kameraden gegenüber waren Sanftmuth und Dienstfertigkeit die einzigen Waffen,

wenn sie ihn neckten oder drängten, und oft bemerkten sie zu ihrer Beschämung, daß er solche Angriffe nur mit Gefälligkeiten und größerer Freundlichkeit vergalt. Nie hatte Einer sich über ein verletzendes Wort oder einen beißenden Scherz aus seinem Munde zu beklagen. Deshalb liebten und achteten sie ihn auch so sehr, daß sie ihn oft mit dem hl. Aloysius oder Johannes dem Täufer oder dem Knaben Jesus verglichen, wozu auch sein schönes, immer freundliches Antlitz Veranlassung bot.

Alle diese äußere Liebenswürdigkeit unseres frommen Studenten hatte aber ihren Ursprung in Gott, den er, je mehr er an Alter zunahm, immer inniger liebte. Bei allen Widerwärtigkeiten tröstete er sich mit dem Gedanken an das Leiden Christi und wußte gegebenen Falles davon recht gut die Anwendung auf sich zu machen. Seine heiße Liebe zu Jesus im allerheiligsten Altarssakramente schien sein Angesicht zu verklären, wenn er manchmal lange Zeit wie eine Statue unbeweglich vor demselben weilte, wie dies oftmals beobachtet wurde. Selbst Priester freuten sich, ihn zum Messediener zu haben, weil sie sich an seiner Andacht erbauten. Er kommunicirte jetzt alle Sonn- und Feiertage und beichtete oftmals, obwohl man sich fragte, was er wohl zu beichten haben könne, da man niemals einen Fehler an ihm wahrnahm. Jeden Tag hielt er seine Betrachtung und unterließ nie, daraus einen praktischen Vorsatz zu schöpfen, wie es sich zeigte, wenn er kurz und klar über die-

selbe Rechenschaft gab. Das Gebet hatte er sich so sehr zur Gewohnheit gemacht, daß er dazu jeden freien Augenblick verwandte, und wenn man ihn in solcher Zeit vermißte, war man sicher, ihn vor dem Tabernakel oder einem Muttergottesbilde im Gebete zu finden. Die zärtliche Andacht zu der allerseligsten Jungfrau, welche er aus dem elterlichen Hause mitgebrachte hatte, pflegte er um so mehr, da sie ihm auch die irdische Mutter vertreten mußte.

Zur Förderung in allen diesen Tugendübungen bediente er sich der Abtödtung in weitester Ausdehnung. Wir sahen schon, wie er seine Zunge beherrschte. Es wird ganz ausdrücklich von seinen Bekannten hervorgehoben, daß er immer die Augen gesenkt hielt, und eine alte Magd, welche die Bedienung im Hause versah, warf es ihm einmal vor, daß er sie niemals anblicke. Schon im Seminar fastete er Freitags und Samstags zu Ehren des bitteren Leidens und der Mutter Gottes, und oft bemerkten die Diener, daß er heimlich sein Stück Brod vom Frühstück einem Armen gab. Wenn in der Winterkälte sich die Andern um den Ofen drängten, hielt er sich auf seinem Platz zurück bei seinen Büchern.

Drittes Hauptstück.

Treu folgt Johann Gabriel dem Rufe Gottes.

Wir haben früher gesehen, wie Johann Gabriel schon in seiner Kindheit sich besonders an dem Leben des hl. Vincenz erfreute, da er noch gar keinen Gedanken daran hatte, studiren zu können. Jedenfalls mußte eine Missionspredigt, die er im Jahre 1817 hörte, die Erinnerung an den ersten Gründer der Volksmissionen in ihm lebhaft wachgerufen haben, da er sofort erklärte: „Ich will Missionar werden.“ Sein Oheim legte damals kein Gewicht darauf und sah darin nur die vorübergehende Erregung der jugendlichen Einbildungskraft unter dem Eindruck einer begeisternden Predigt. Die Folge zeigte aber, daß es ein ernster und überlegter Vorsatz war, den Gott ihm eingegeben hatte. Wenn auch seine Demuth ihn antrieb, den Ausspruch des gottseligen Thomas von Kempen:[1]) „Liebe es, ungekannt zu bleiben und für nichts geachtet zu werden,“ stets befolgte, so verrieth er doch einmal, ohne es selbst zu

---

[1]) Lib. I, c. 2. n. 3. Ama nesciri et pro nihilo reputari.

ahnen, was in seinem Innern vorging, als er am Ende seiner Klasse der Rhetorik bei der Preisvertheilung einen Aufsatz vorlas, worin folgende Stelle vorkam: „O wie schön ist dieses Kreuz, mitten in den Ländern der Ungläubigen aufgepflanzt und oft getränkt mit dem Blute der Apostel Jesu Christi! Ist es nicht als ob er damals schon die Begierde oder eine Ahnung gehabt, daß er mit seinem eigenen Blute dem Kreuze diese himmlische Schönheit verleihen werde? Unter der Söhnen des h. Vincenz, von denen so Manche in den heidnischen Ländern als Missionare wirkten, in der Genossenschaft der Mission hoffte er seinen Wunsch, den Heiden in China das Evangelium zu verkündigen, am ersten erfüllt zu sehen. Darum eröffnete er seinem würdigen Oheim, welcher selbst Missionspriester war, zuerst seine Absicht, nachdem er lange und ernstlich sich geprüft und unter häufigem Gebete den Beistand des h. Geistes um Erleuchtung angefleht hatte.

Obwohl hoch erfreut in seinem Innern, beeilte der alte Oheim sich dennoch nicht, auf sein Vorhaben einzugehen, sondern stellte ihm ernstlich alle Schwierigkeiten vor, die seiner beim Eintritt in die Kongregation harrten, und forderte ihn auf, eine neuntägige Andacht zu halten, um sich mehr zu vergewissern, ob sein Beruf von Gott sei. Der fromme Jüngling wandte sich nun an den großen Apostel Indiens, den h. Franziskus Xaverius, um durch seine Fürbitte diese Gewißheit zu erhalten. Und sie ward ihm!

Als der Obere auf die erneuerte Bitte des frommen Jünglings hin nun selbst nicht mehr an dem göttlichen Willen zweifeln konnte, verwandte er sich bei dem Generalvikar der Genossenschaft in Paris um seine Zulassung zum Noviziat, die ihm auch zugestanden wurde. Im Dezember 1818 zog Johann Gabriel Perboyre das arme Gewand des Missionars an, das er einst mit seinem Blute benetzt als fromme Reliquie seinen Mitbrüdern hinterlassen sollte. Eine schwere Aufgabe hatte er auf seine Schultern genommen. Er trat in eine Genossenschaft ein, die sich kaum wieder aus den Trümmern erhob, unter denen die französische Revolution sie begraben hatte. Die erste Gewaltthat der ausbrechenden Revolution hatte sich nämlich gerade gegen St. Lazare, das Mutterhaus der Genossenschaft gerichtet, welches wegen seines Ansehens in allen Schichten der Gesellschaft und seiner allumfassenden Wirksamkeit nach der Aufhebung des Jesuitenordens den Freigeistern und geheimen Gesellschaften vor Allem ein Dorn im Auge war. Haus und Kirche wurden geplündert und zum Theil zerstört und der Rest zu einem Gefängnisse umgewandelt, als welches es auch heute noch dient. Der größere Theil der Mitglieder wanderte in die Verbannung, mehrere, die man gefangen genommen hatte, wurden deportirt oder starben in den Gefängnissen oder auf dem Blutgerüste.[1]) Alle Güter

[1]) Vie de M. Etienne XIVe Supérieur Général de la Congrégation de la Mission (par Ed. Rosset.) Paris. Gaume 1881. 8°. Ch. II. p. 11—21.

wurden eingezogen, und nur ein Schatz gerettet, und zwar der kostbarste von Allen, die heiligen Reliquien ihres Stifters Vincenz von Paul, und verborgen, bis sie 1830 unter dem Jubel und Zulauf von ganz Paris vom Erzbischofe v. Quelen in das neue St. Lazare übertragen und der öffentlichen Verehrung wieder übergeben wurden. Zwar hatte Napoleon auf Andrängen des Papstes Pius VII. durch Dekret vom 27. Mai 1804 die Kongregation wiederhergestellt, aber die Festigkeit, womit ihr Generalvikar Herr Hanon im Jahre 1807 den Eingriffen des Kaisers in die Regeln und Einrichtungen derselben widerstand, erzürnten den Kaiser dergestalt, daß er ihn in's Staatsgefängniß warf, worin er bis zum Sturze des Kaiserreiches verblieb. Ludwig XVIII. stellte durch königliche Verordnung vom 3. Febr. 1816 die Genossenschaft auf der Grundlage des Dekretes von 1804 wieder her und überwies ihr (1817) statt des alten St. Lazare das frühere Hôtel de Lorges, rue de Sèvres Nr. 95, welches aber so klein und schlecht war, daß selbst das hh. Sakrament nicht darin aufbewahrt werden konnte, und Hr. Etienne es recht bezeichnend mit dem Stalle von Bethlehem verglich. Zur Einrichtung eines Noviziates hatte man noch nicht gelangen können, als 1818 Johann Gabriel seine Aufnahme erhielt. Deswegen mußte er seine Probezeit in Montauban bei seinem Oheim bestehen. Aber mit welchen Hindernissen er zu kämpfen hatte, begreifen wir, wenn wir erfahren, daß sein Novizenmeister, obwohl sehr tugendhaft,

zu diesem Amte wenig geeignet war. Zudem hatte er seine eigenen Studien im Seminar noch nicht vollendet und mußte auch den abgegangenen Lehrer der Philosophie ersetzen. Wahrlich eine Lage, die nicht nur geringe Gelegenheit bot zur stillen Einkehr in sich selbst und zur Aneignung des Geistes einer religiösen Gemeinschaft, sondern weit eher, einen weniger fest begründeten Beruf in Gefahr zu bringen. Aber Gott, der seinen Diener in diese schwierigen Umstände gebracht hatte, übernahm es selbst, ihn zu bilden, und die Wirkung der Gnade in dieser gelehrigen Seele war so groß, daß man ihn kühn dem frömmsten und eifrigsten Novizen als Muster aufstellen kann. Die Tugenden, welche er während dieser zwei Jahre übte, gaben dem nichts nach, was wir von einem seligen Johannes Berchmanns, einem h. Aloysius, Stanislaus Kostka und vielen andern Heiligen lesen, welche die Kirche auf ihren Altären ehrt und der Jugend als Vorbilder aufstellt. Da dieser kurze Lebensabriß nicht gestattet, auf's Einzelne näher einzugehen, so mögen einige Züge aus einem Berichte genügen, den sein einziger Genosse im Noviziate später mittheilte.

„Während der ganzen Zeit, die ich mit ihm zusammen verlebte," sagte dieser, „war er fortwährend für mich ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung. Ich mochte ihn beobachten, sogar ausspähen, ich habe nie etwas Tadelnswerthes an ihm entdecken können; ja ich ärgerte mich zuweilen darüber, daß er so vollkommen

war. Mehrmals habe ich ihn auf die Probe zu stellen versucht; aber überall fand ich ihn unverletzbar, und ich glaube nicht, daß ein Novize die Vollkommenheit höher treiben kann. Ich habe öfter bemerkt, daß er den Glockenzeichen so pünktlich gehorchte, daß er beim Schreiben ein angefangenes Wort unvollendet ließ. Ich habe ihn niemals frühstücken sehen, aber oft, wie er bei Tische das Schlechteste für sich nahm. Obwohl er selbst die Augen immer gesenkt hielt, so tadelte er es doch nicht, wenn die Schönheit der Schöpfung bei Andern die Seele zu Gott erhob. Durch meine Lebhaftigkeit habe ich ihn zuweilen verletzt; aber statt Empfindlichkeit bei ihm hervorzurufen, vergalt er mir mit einem Beweise der Herzlichkeit oder Zuneigung. Ueberhaupt hatte seine Tugend nichts Rauhes oder Strenges. Er war fröhlich und liebenswürdig in der Erholungszeit und nahm die kleinen Scherze, die ich zuweilen an ihn richtete, stets sehr gut auf."

„Für sein Alter hätte er nicht besser unterrichtet sein können. Wenn ich zuweilen in der h. Schrift, besonders den Psalmen Schwierigkeiten fand, so wandte ich mich um Auskunft am liebsten an ihn, weil seine Antworten mich am meisten befriedigten."

Ueber seine Gestalt und sein Aeußeres schrieb ein früherer Lehrer des kleinen Seminars von Montauban: „Herr Perboyre war damals ein Jüngling von kleinem Wuchs, zartem Aussehen, blühender Farbe, und sein Gesicht voll Unschuld

und Offenheit bot den Ausdruck solcher englischen und jungfräulichen Schamhaftigkeit, solcher tiefen Demuth und solcher Anmuth der Sitten und des Charakters dar, daß man ihn als eine der auserwählten Seelen erkannte, welche vorherbestimmt sind, der Welt das Beispiel der heldenmüthigsten Tugenden zu geben..... Ich betrachtete ihn schon damals mit einer Art von Ehrfurcht. Er sprach wenig, aber mit ruhigem und lächelndem Angesichte und antwortete genau, artig und bescheiden auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden." [1])

---

[1]) Le disciple de Jésus, ou Vie du Vénérable Perboyre (par F. Vauris), Paris. Le Clerc 1853. 12⁰. p. 40—42. Auch in's Deutsche übersetzt von J. P. Stollenwerk. Regensburg. Manz, 1863. 8⁰. Mit Portrait in Stahlstich. Neue Ausgabe. Daselbst Verlags-Anstalt. 1889. 8⁰.

Viertes Hauptstück.

Einverleibung in die Kongregation durch die hh. Gelübde. Seine Studien.

Nach dem Willen des hl. Vincenz und mit der Genehmigung des hl. Stuhles legen die Mitglieder der Genossenschaft nur die einfachen, aber für das ganze Leben bindenden Gelübde ab ohne äußere Feierlichkeit, während einer stillen Messe eines zur Aufnahme derselben bevollmächtigten Priesters der Missionsgenossenschaft. Dieser so lange ersehnte Augenblick war nun für Perboyre gekommen, und er durfte wohl mit dem Psalmisten sagen: „Bereit ist mein Herz, o Gott, bereit ist mein Herz."[1]) Ja, er hatte sich dazu durch die gewissenhafteste Treue vorbereitet, alle Verpflichtungen zu erfüllen, welche die h. Gelübde auferlegen. Von allem Irdischen hatte er sich losgerissen, um sich ganz und gar Gott zum Opfer zu bringen, verzichtend auf die Welt durch die h. Armuth, auf die Sinnengenüsse durch die h. Keuschheit, auf seinen eigenen Willen durch den h. Gehorsam und brennend vor Begierde, sein ganzes Leben dem Heile der Armen zu wid-

[1]) Psalm CVII, 2.

men, wie es der h. Vincenz gewollt, indem er seine Kinder zu diesem vierten Gelübde verpflichtete.

Es war der 28. Dezember 1820, welcher ihm das Glück brachte, mit Jesus, dem Bräutigam seiner Seele, diesen göttlichen Bund zu schließen, den er später mit seinem eigenen Blute besiegeln sollte, wie die unschuldigen Kinder, deren Fest die Kirche an diesem Tage feierte. Von nun an war ihm der Jahrestag seiner Gelübde ebenso theuer, wie der seiner Taufe, weil er ihn an einen der glücklichsten Augenblicke seines Lebens erinnerte.

So gehörte nun Perboyre für immer zu den Söhnen des h. Vincenz, und die Zeit war gekommen, durch Beginn der theologischen Studien sich für seine Arbeiten im Weinberge des Herrn vorzubereiten. Zu diesem Zwecke wurde er nach Paris berufen. Gerne würde er sich allen Abschiedsbesuchen in seiner Demuth entzogen haben; aber der Wille seines Oheims war ihm maßgebend, und so erbaute er auch bei dieser Gelegenheit durch seine Sittsamkeit und Bescheidenheit, die aus seinem ganzen Betragen hervorleuchteten, noch Alle, die ihn sahen. Als er auf dem Rathhause um seinen Paß nachsuchte und man ihn um den Stand seines Vaters fragte, sagte er aus Demuth nur, daß sein Vater auf dem Lande arbeite, als ob er nur ein Taglöhner wäre. Aber sein Begleiter unterbrach ihn: „Sagen Sie doch, daß Ihr Vater Eigenthümer ist, der keine andern Aecker als seine eigenen bebaut.“ „Aber mir

scheint," erwiederte er bescheiden, „daß ich so sagen darf, da mein Vater immer mit ländlichen Arbeiten beschäftigt ist." Alle Anwesenden waren erstaunt und erbaut von seiner Bescheidenheit und Demuth. Noch bei seiner Abreise gab er einen Beweis, wie sehr sein Herz von Allem losgeschält war, woran die sinnliche Natur hängt. Sein Oheim, der die zärtliche Liebe kannte, die er zu seinen Eltern trug, machte ihm den Vorschlag, sie vor seiner Abreise zu besuchen, erhielt aber folgende Erwiederung: „Der h. Vincenz hat seine Verwandten nur einmal besucht und es hat ihn gereut; wenn Sie es mir erlauben wollen, so will ich Gott dieses Opfer bringen." Da seine Reise ihn durch Cahors führte, das von Puech nur etwa drei Stunden entfernt ist, hatte man seine Eltern benachrichtigt, um ihn dort im großen Seminar bei seinen Mitbrüdern für die Zeit seines Aufenthaltes besuchen zu können. Aber ihre Freude, ihn nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen, war nicht ohne Bitterkeit, weil sie sich sobald wieder trennen sollten. Deshalb drangen sie in ihn, mit ihnen einige Zeit nach Hause zu kommen, und zeigten ihm den Weg nach Puech. „Das ist nicht der Weg zum Himmel," antwortete er; „um in den Himmel zu kommen, muß man Opfer bringen." Der Augenblick des Scheidens war gekommen und tief bewegt entriß er sich ihren Umarmungen, um in den Postwagen zu steigen. Ihre Thränen begleiteten ihn.

Sein Abgang von Montauban hatte dort eine empfindliche Lücke gelassen: Lehrer und Schüler

vermißten ihn wie einen Bruder oder einen Freund, dessen Anblick Alle erbaute und zum Guten ermunterte. Den Schatz, den Montauban verlor, lernte man in Paris sehr bald würdigen, und Alle waren entzückt über seine Frömmigkeit und engelgleiche Bescheidenheit.

Nicht weniger bewunderte man seinen großen Eifer und Erfolg im Studium der geistlichen Wissenschaften. Er begnügte sich nicht mit oberflächlichen Kenntnissen, sondern drang bis auf den Grund der Gegenstände, die er zu studiren hatte, so daß er mit ungewöhnlicher Genauigkeit und durchsichtiger Klarheit darüber Rechenschaft geben konnte. Bei seinem Scharfsinne und eisernem Fleiß hatte er die nicht kleinen Schwierigkeiten bald überwunden, die sich dem Anfänger im Studium der scholastischen Theologie entgegenstellen und der von unserm h. Vater Papst Leo XIII. so nachdrücklich empfohlene, in jener Zeit halb vergessene h. Thomas von Aquin war sein Liebling und die Hauptquelle, aus der er die heilige Wissenschaft schöpfte, so daß dessen theologische Summa ihm am Ende seiner Studien ganz vertraut geworden war. Dieser englische Lehrer war aber nicht bloß sein Meister, sondern auch sein Vorbild in der Tugend. Wie dieser, so verabscheute auch er die eitle Ehre und die Streitsucht. Sein einziges Streben beim Lernen war, nur Gott zu gefallen, und sich Kenntnisse anzueignen, um auch Andere zu seiner Liebe anzufeuern und seinem Nächsten nützlich zu werden. Wie Dieser, so wußte auch er Gebet und Stu-

dium zu verbinden und am Fuße seines Kreuzes das göttliche Licht und die himmlische Salbung zu schöpfen, die man nicht aus Büchern lernen kann.

So vermied er eine Klippe, an der oftmals junge Studirende scheitern, die während ihrer Studien einen Theil des Eifers nach und nach einbüßten, den sie im Noviziate gewonnen hatten. Da gibt es Manche, die beim Anblick der fast schrankenlosen Ausdehnung der Wissenschaften sich von maßlosem Eifer fortreißen lassen und sich in ihre Studien so ganz versenken, daß sie darüber den Aufblick zu Gott und die Sorge für den Fortschritt in der Vollkommenheit ganz vergessen. Wie leicht bemächtigt sich da des jungen Kopfes der Dünkel auf sein vermeintliches Wissen, ein Wissen, das, wie der Apostel sagt,[1]) aufbläht und Vielen zum Verderben geworden ist. Andere wieder vernachläßigen ihre wissenschaftliche Ausbildung unter dem Vorwande, die Frömmigkeit sei zu Allem nütze.[2]) Unser Seliger hielt auch hier die rechte Mitte, da er wohl wußte, daß der Priester beider bedarf. In diesem Sinne schrieb er auch seinem Philosophie studirenden Bruder: „Vermeide die Gefahr, welche die Studirenden der Philosophie oft laufen. Sie gewöhnen sich, von Gott mit einer wenig ehrerbietigen Freiheit zu sprechen; sie schwächen in sich allmälig die frommen Gesinnungen, welche der Gedanke an diese anbetungswürdige Majestät ein-

[1]) I. Cor. VIII, 1. [2]) I. Tim. IV, 8.

flößen muß; der Glaube leidet darunter und ebenso die Frömmigkeit. Demuth und Gebet gewähren mehr Erkenntniß Gottes als stolze Vernunftschlüsse." Damit sprach er nur aus, was er sich selbst zur Richtschnur gemacht hatte. Je mehr er sich mit der Erkenntniß Gottes durchdrang, desto eifriger strebte er darnach, ihn zu lieben und ihm zu dienen.

Schließen wir mit dem Zeugnisse, das ein frommer Mitbruder und Mitschüler in den theologischen Studien von ihm gab: „Ich habe nie an ihm den mindesten Fehler beobachtet; er klagte sich zuweilen an, er habe es an Sanftmuth fehlen lassen; aber ich habe niemals bemerken können, worin er dagegen fehle. Man kann von ihm alles Gute sagen, was man will, ich glaube, es ist unmöglich, zu übertreiben. Es fand sich an ihm nichts Außerordentliches, aber es zeigte sich auch nichts Mangelhaftes, und je mehr, je genauer man ihn beobachtete, desto mehr war man auch erstaunt, ihn in Allem und überall vollkommen zu finden."

Fünftes Hauptstück.

Redliche Arbeit in Montdidier. Seine Priesterweihe.

Perboyre war kaum einundzwanzig Jahre alt, als er seine theologischen Studien vollendet hatte, also noch zu jung, um sofort Priester zu werden. Doch gestatteten seine Obern ihm, schon jetzt den Schritt zu thun, durch den er sich unauflöslich in den Dienst der h. Kirche und des Altares stellte: er wurde zum Subdiakon geweiht. Mit welchem innern Jubel wiederholte er das Wort des Psalmisten:[1] „Der Herr ist der Antheil meines Erbes!“ und es drängte ihn, seinem Dank und seiner Liebe durch Thaten den besten Ausdruck zu verleihen. Dazu fand er reiche Gelegenheit in Montdidier, wohin ihn die Obern im Jahre 1823 als Lehrer an das von seinen Mitbrüdern geleitete Kollegium sandten. Da ihm in seinem Begleitschreiben kein fester Unterrichtszweig angewiesen war, so bestimmte ihn der Obere für die Klasse der Anfänger, damit er sich so leichter in den Unterricht einarbeiten könne, obwohl er bald wahrnahm, daß sein neuer Lehrer gründliche und ausgedehnte

[1]) Psalm XV, 5.

Studien gemacht hatte und daß er auch durchaus kein Fremdling in der schönen Literatur war. Desgleichen konnte seine Zurückhaltung es nicht verhindern, daß seine für sein Alter außergewöhnliche Bekanntschaft mit der heiligen Schrift an den Tag trat. Die Briefe des h. Paulus schienen ihm so geläufig, daß man glaubte, er wisse sie auswendig und er betrachte die Vorschriften und Räthe des Apostels an seinen Lieblingsjünger so, als ob sie für ihn selbst geschrieben wären.

Voll Unterwürfigkeit unter den Willen seiner Obern begann er seine Aufgabe an dem gemeinsamen Werke der religiösen und wissenschaftlichen Erziehung der Jugend mit heiliger Freude. Als er ankam, hatten die Zöglinge eben die geistlichen Übungen beendigt, mit denen jedes neue Schuljahr begann. Alle waren voll Eifer und guten Willens, fromm im Gebet, fleißig bei der Arbeit und froh bei der Erholung. Da kann es uns nicht wundern, daß die Kleinen ihren jugendlichen freundlichen Lehrer bald lieb gewannen und sich an ihn anschlossen. Um ihren Eifer zu unterhalten und zu fördern, errichtete er auch für sie eine sogenannte Kongregation, wie sie unter den Großen schon bestand, worin sie ihre besondern Zusammenkünfte und kleine freiwillige fromme Übungen hatten, welche den guten Geist unterhalten, nähren und kräftigen. Die Wahl ihres Direktors aus den Lehrern, des Vorstandes aus ihren Mitschülern blieb ihnen selbst überlassen und wir täuschten uns nicht in der Erwartung,

daß Perboyre zur Freude Aller aus derselben hervorging. Sie gaben sich als Vorsteher einen Engel, der sie unter dem Banner der heiligen Engel führen sollte. Er sah die übernommene Aufgabe als groß und wichtig in den Augen Gottes an, daß er nämlich diese jungen Seelen bei ihren ersten Schritten auf dem Pfade der Tugend leiten sollte. Er war daher von nun an für sie ein sichtbarer Schutzengel, der mit der Zärtlichkeit und Sorge einer frommen Mutter über sie wachte. Wie viel Gutes er an seinen kleinen Vereinsgenossen gethan, zeigte sich in ihrem Betragen und in dem Fleiße, mit dem sie studirten, und der Anhänglichkeit, die sie zu ihm trugen.

Im folgenden Jahre übertrug sein Vorgesetzter ihm eine weit schwerere Aufgabe, die er aber mit nicht geringerem Erfolge löste. Es wurde ihm nämlich die Klasse der Philosophie angewiesen. Außer daß seine neuen Zöglinge in fortgeschrittenerem Alter waren, stellte auch der Gegenstand selbst größere Anforderungen an ihn. Für ihn war es nicht die Haupsache, ihnen trockene Begriffe und Regeln einzuprägen und nur das Denkvermögen in ihnen auszubilden, sondern er suchte ihnen auch dadurch den Unterricht nützlich und anziehend zu machen, daß er keine Gelegenheit versäumte, die philosophisch erkannten Wahrheiten für das Seelenleben zu verwerthen und gleich dem h. Bonaventura zu lehren und zum Guten anzuspornen. Dazu verwandte er sowohl die Talente, die ihm Gott gegeben, als

die Kenntnisse und Wissenschaften, die er durch ernste Studien sich erworben hatte.

Schon ehe er nach Montdidier kam, hatte das Kollegium sich der Gefangenen angenommen. Man las ihnen an Sonn- und Feiertagen die h. Messe, verrichtete mit ihnen ihre Gebete und hielt eine Lesung über die Wahrheiten der Religion, und dann vertheilte man unter sie an Nahrung, was in der Küche von der Tafel übrig geblieben war, wozu die Zöglinge gerne noch von ihrem Nachtische beitrugen, sowie die von ihnen abgelegten Kleider. Bei Perboyre's Ankunft übertrug man ihm die Vertheilung dieser Gaben an die Stadtarmen und Gefangenen und erkannte bald, wie sein Eifer und seine Klugheit auch hier große Erfolge erzielten. Aus kleinen Strafgeldern für Nachlässigkeiten oder Beschädigungen und aus dem Verkauf unbrauchbar gewordener oder bis dahin weggeworfener Sachen legte er für den Winter oder besondere Nothfälle eine Kasse an, die ihm größere Unterstützungen ermöglichte. Die Vertheilung besorgte er selbst mit einigen Zöglingen, die es als eine Gunst ansahen, ihn mit den Vorräthen jeden Tag in der Erholungszeit nach Mittag nach dem Gefängnisse oder zu den Hausarmen begleiten zu dürfen. Bald war er mit der Lage seiner Pfleglinge bekannt, spendete mit soviel Klugheit und Leutseligkeit, mit so freundlichen Worten, mit so liebevoller Ermuthigung und Tröstung, daß alle Armen ihn segneten, daß viele Unordnungen abgestellt und

reichliche Früchte für das Seelenheil gewonnen wurden. Diese Beschäftigung machte ihn glücklich; „denn," sagte er, „ich thue, was unser heiliger Stifter gethan hat." Gar hoch schlug er den Gewinn an, den seine ihn begleitenden Zöglinge aus der Anleitung zur praktischen Barmherzigkeit zogen, und er wurde mit ihnen so gleichsam ein Vorläufer des Vincenzvereines, der jetzt seine Wirksamkeit mit so außerordentlichem Segen für die Linderung körperlicher und geistiger Noth über die ganze Welt verbreitet.

So waren zwei Jahre rasch hingeschwunden; Perboyre war im vierundzwanzigsten Jahre, und seine Obern fanden es für gut, ihn nach Paris zu berufen, um sich auf den Empfang der heil. Priesterweihe vorzubereiten. Diese Nachricht erfüllte ihn mit Freude und Furcht; denn welches größere Glück konnte ihm die Erde bieten, als täglich am Altare das hl. Opfer darzubringen, mit seinem Heilande sich dem himmlischen Vater aufzuopfern und das Brod der Engel zu genießen? Andererseits zitterte er bei dem Gedanken an die hohe Heiligkeit, die ein so erhabenes Amt erfordert, und hielt sich desselben für ganz unwürdig, weil es ihm schien, er könne sich dazu nicht genügend vorbereiten. Nicht so seine Obern, die sich Glück wünschten, einen solchen Mitbruder dem Priesterstande zuzuführen, dessen ganzes Leben gleichsam nur eine Vorbereitung zu dieser hohen Würde gewesen war. Sie wußten außerdem, daß er eine mehr als hinreichende Kenntniß der Wahr-

heiten besaß, welche er Andern lehren sollte, und daß sein Betragen immer so gewesen, wie die Kirche es von denen verlangt, welche die hh. Weihen empfangen wollen.

Wir bedauern, daß sich keine Nachrichten vorgefunden haben, wie er sich zu den der heiligen Priesterweihe vorhergehenden Stufen vorbereitet habe. Gewiß würden auch sie ihn als Vorbild für den jungen Leviten darstellen, wie er sich dem Heiligthume zu nahen habe. Als Subdiakon sah man ihn das Brevier mit einer Andacht und Sammlung beten, die Alle erbauten; den Diakon schien der h. Paulus selbst über die Tugenden belehrt zu haben, die er von selbigem erforderte, so genau übte er dieselben.

Wie er selbst über die Weihe zum Priester dachte, sehen wir am besten aus dem Bruchstücke eines Briefes, den er bei dieser Gelegenheit an seinen Vater schrieb: „Der Tag ist schon nicht mehr ferne, wo der Herr für immer das Joch des Priesterthums mir auferlegen wird; dieser Tag wird der schönste meines Lebens sein. Wie glücklich wäre ich, wenn ich die heilige Priesterweihe wohl vorbereitet empfangen könnte! welche Quelle der Gnaden für mich und Andere! Die Barmherzigkeit Gottes muß sehr groß sein, da Er sich so unwürdige Diener erwählt. Bitten Sie den Herrn, Er möge nicht zulassen, daß ich die Gnaden mißbrauche, die Er mir mittheilen will, und empfehlen Sie auch meiner Mutter, meinen Geschwistern und Verwandten, ihr Gebet

für mich zu vereinigen, um auf mich den Segen des Himmels herabzuflehen."

Zur Vorbereitung auf die h. Priesterweihe hielt der junge Diakon einige Tage geistliche Uebungen mit zwei andern Mitbrüdern, welche dieselbe Gnade empfangen sollten. Einer von ihnen sagte später aus, daß der Anblick Perboyre's schon genügt habe, ihn zu größerer Andacht zu stimmen. Die Weihe fand statt am 23. September 1825 in der Kapelle des Mutterhauses der Töchter der christlichen Liebe, am selben Tage, an welchem der hl. Vincenz von Paul im Jahre 1600 zum Priester geweiht worden war. Am folgenden Tage feierte er seine erste hl. Messe; Gott allein weiß, mit welch' inbrünstiger Andacht und flammender Liebe. Der Gedanke erfüllte ihn von da an ganz, daß der Priester ein anderer Christus sein solle, dessen göttliches Bild er in sich auszuprägen habe.

Sechstes Hauptstück.

Seminarlehrer in Saint Flour.

Mitte Oktober beginnt in Frankreich gewöhnlich das neue Schuljahr. Längere Erholungszeit wurde auch Perboyre nicht vergönnt, und er erhielt seine Bestimmung als Lehrer der dogmatischen Theologie im Priesterseminar von Saint Flour. Für eine so wichtige Stelle hätte man ihn noch für zu jung halten sollen, allein er füllte sie mit Auszeichnung aus durch den priesterlichen Geist und Eifer, verbunden mit Wissenschaft und Weisheit, die seinen Jahren vorausgeeilt waren. Das zeigte sich bei seiner Erklärung der zwei sehr schwierigen Abschnitte über die Gnade und die Menschwerdung Christi, mit welchen er beginnen mußte. Sein metaphysisch geschulter Geist befähigte ihn, in genauer und gründlicher Weise die tiefsten Grundlagen dieser Lehren aufzufinden und klar darzulegen. Was seine Zöglinge besonders in Staunen setzte, war der Umfang seiner Kenntnisse, die Richtigkeit und Tiefe seiner Schlüsse und die Bekanntschaft mit der h. Schrift, die er sich durch Studium und Betrachtung erworben hatte. Vor allen andern war ihm die Lehre des h. Paulus in seinen Briefen genau bekannt.

Einer seiner Schüler sagte noch viel später von ihm, daß er sich noch immer der prachtvollen Einleitung erinnere, die er bei der Abhandlung über die Menschwerdung hielt, indem er den Text des h. Paulus aus dem ersten Briefe an Timotheus entwickelte:[1]) Und offenbar groß ist das Geheimniß der Frömmigkeit, welches offenbar geworden im Fleische, gerechtfertigt ward im Geiste, sichtbar geworden den Engeln, gepredigt ward den Heiden, geglaubt worden in der Welt, aufgenommen ward in Herrlichkeit. Wozu mit Recht ein Erklärer (Reischl, loc. cit.) bemerkt: Wohl niemals hat in menschlicher Sprache in so unvergleichlich wenigen Worten die selige Erkenntniß der vollen Größe und Herrlichkeit des Erlösers und der Erlösung aus der Tiefe eines liebeglühenden Herzens gleich erhabenen und gleich glänzenden Ausdruck gewonnen.

Sein Unterricht war nicht trocken und hochtrabend; denn er bereitete sich auf denselben fast noch mehr durch Gebet als durch Studium vor, und das übte solchen Einfluß auf seine Zuhörer, daß die Betrachtung der Erhabenheit Gottes und der Wunder seiner Liebe nicht bloß ihren Verstand aufklärte, sondern auch ihr Herz zum Himmel erhob. So verließen sie unterrichtet und erbaut die Unterrichtsstunde und fanden im Studium der Theologie ihren Glauben gestärkt und ihre Andacht vermehrt.

I Timoth. III, 16.

Weil er sie in jeder Beziehung so sehr erbaute, hatten Viele von ihnen ihn zum Beichtvater gewählt, und diesen galt vorzüglich seine Sorge, für diese erflehte er in häufigem Gebete den Segen des Himmels. Darum schien es ihnen, als sähen sie in ihm unsern Herrn selber. Allen war er stets zugänglich und empfing sie mit solcher Güte, daß er durch seine Herzlichkeit die Zuneigung Aller gewann. — Besonders bewunderte man die Andacht, mit welcher er die heilige Messe las und sein liebentflammtes Gesicht verrieth die Inbrunst seines Herzens. Seine tiefdurchdachten Predigten waren dennoch schlicht und einfach, seine Beredsamkeit war die der heiligen Schrift und der Väter, die den Geist ebenso unterrichtete, wie sie das Herz erbaute und mit sich fortriß.

Von einem seiner Vorträge über die Liebe sagte Einer seiner damaligen Schüler: „Nie habe ich in zwingenderer Weise die Einheit des doppelten Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe beweisen hören. Und er war damals erst fünfundzwanzig Jahre alt."

Sein Oberer wünschte sich Glück, einen so heiligmäßigen Mitarbeiter zu haben, aber er erfreute sich dieses Besitzes nicht lange, denn am Ende des Schuljahres 1827 wurde er zu einer neuen Stelle ernannt.

Siebentes Hauptstück.

Takt des neuen Obern.

Da wir nun jetzt Perboyre zuerst selbständig auftreten sehen, so wird der Leser es gerechtfertigt finden, wenn wir hier etwas länger verweilen, um ihn aus seinem Wirken noch genauer kennen zu lernen.

Es bestand seit einigen Jahren, gegründet von Hrn. Trippier, in Saint Flour ein geistliches Erziehungshaus, woraus sich später das jetzige kleine Seminar entwickelte, das aber seit seinem Entstehen die harten Prüfungen durchmachen mußte, welchen Gott gewöhnlich seine Werke unterwirft. Seine Entwicklung wurde gehemmt durch Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art, und selbst sein Bestehen war ernstlich in Frage gestellt. Verschiedene Versuche waren gescheitert, die man nach einander angestellt hatte, um es seiner bedrohten Lage zu entreißen, als man sich endlich gegen Ende des Jahres 1827 entschloß, unsern jungen Professor des großen Seminars an die Spitze des Hauses zu stellen, und der Erfolg bewies, daß die Vorsehung ihn dazu auserſehen hatte, das Bestehen desselben zu sichern und sein Gedeihen herbeizuführen. Alles schien darnach angethan, einen Mann zu entmuthigen, der weniger

als er, gewöhnt war, auf den Beistand Gottes zu rechnen: das Haus besaß nicht die erforderlichen Geldmittel, seine Mitarbeiter waren ohne Erfahrung, die Mehrzahl der Zöglinge ohne Zucht und von schlechtem Geiste beseelt. Von Außen begegnete er Feindschaft und Vorurtheil, und selbst die Personen, welche dem Hause am meisten zugethan waren, fürchteten für dasselbe wegen der Jugend und der anscheinenden Unerfahrenheit des neuen Vorstandes. Aber er stützte sich auf das Wort des h. Vincenz, „daß die Vorsehung uns in den Werken nie im Stiche läßt, die wir nur auf ihr Geheiß unternehmen". Darum ließ er sich durch so viele Schwierigkeiten nicht einschüchtern; im Gegentheil, sie verstärkten nur sein Vertrauen; denn je deutlicher er das Mißverhältniß zwischen der Größe der Aufgabe und den menschlichen Mitteln erkannte, über die er verfügen konnte, desto mehr glaubte er, auf Den rechnen zu können, der sich der schwächsten Werkzeuge bedient, um seine größten Werke auszuführen. Und dieses Vertrauen war kein vermessenes; denn obgleich er den Erfolg nur von Gott erwartete, glaubte er sich seinerseits doch verpflichtet, Alles was in seiner Gewalt stand, zu thun, um denselben herbeizuführen.

Mit frischem Muthe legte er gleich vom Tage des Eintritts an, Hand an's Werk, und sehr bald nahm Alles eine neue Gestalt an. Die Zöglinge, die, wie schon bemerkt, sich nur schwer der Zucht und Ordnung fügten, fanden sich mit einem Schlage bemeistert und im Zaume gehalten, ohne

sich erklären zu können, wie es zugegangen und ohne den geheimen Einfluß zu begreifen, der ihren Willen bezwang. Fragt man, wie er es anfing, um diesen Erfolg zu erzielen, so ist die Antwort leicht. Die der Anstalt Abgeneigten wurden einem Manne gegenüber entwaffnet, dessen Bescheidenheit und Tugend einen unwiderstehlichen Einfluß ausübten; die Liebe und Sorgfalt, die er den Kindern angedeihen ließ, gewannen ihm das volle Vertrauen der Eltern, denen die gute Erziehung ihrer Kinder am Herzen lag, und seine Klugheit und Festigkeit und besonders seine Gebete thaten das Uebrige. Hatte er mit einigen dreißig Zöglingen begonnen, so nahm er mit Anfang des nächsten Jahres mehr als hundert auf.

Er war von der Verantwortlichkeit durchdrungen, die er vor Gott für die abzulegen hatte, welche ihm anvertraut waren. Deshalb beobachtete er genau alles Gute und Böse, welches im Hause vorging, und ergriff die nöthigen Maßregeln, das Eine zu fördern, das Andere abzustellen. Durch strenge Wachsamkeit, die er übte und üben lies, ohne daß es auffiel, wußte er Alles, was im Hause geschah. Die väterliche Zuneigung einerseits, die er den Zöglingen unter allen Umständen zeigte, und die strenge Gerechtigkeit andererseits, die er gleichmäßig Allen gegenüber walten ließ, brachten ihm ein unbegränztes Vertrauen zu Wege. Im Falle der Krankheit genossen sie der sorgfältigsten Pflege. Er besuchte sie oft, tröstete sie, erheiterte sie bisweilen durch einen unschuldigen Scherz und lehrte sie, die

Leiden zu heiligen und aus Liebe zu Gott zu ertragen. Wenn sie etwas quälte, so gingen sie vor Allem zu ihm und waren seiner Theilnahme sicher, worüber sie dann ihren Mißmuth bald vergaßen. Hatte er einen Schüler zurechtzuweisen, so brauchte er nie ein hartes oder verletzendes Wort, sein mitleidiger und eindringlicher Ton ließ den Schuldigen alles Ungehörige in seinem Betragen fühlen und wies stets auf die Gott zugefügte Beleidigung hin. Zuweilen warf er sich vor dem Kreuze auf die Kniee und leistete mit und für den Strafbaren Abbitte mit so eindringlichen Worten, daß dieser zerknirscht und unter Thränen ihn verließ. Mußte er strafen, so bemerkte man, daß er sich Gewalt anthat. Selten kam es vor, das er in strengem Tone redete; aber dann geschah es auch mit einer solchen Ueberlegenheit, daß er den Schuldigen niederschmetterte, und daß eine solche Zurechtweisung unvergeßlich blieb. Nichts war ihm unangenehmer als Zwistigkeiten, die sich erhoben, und er ruhte nicht, bis Friede und Eintracht wieder hergestellt waren.

Perboyre bewies einen ausgezeichneten Takt in der Erziehung der Jugend, indem er je nach den Umständen und den Verschiedenheiten des Alters, des Charakters und Temperamentes immer die rechte Saite des Herzens anzuschlagen wußte, um zum ersehnten Ziele zu gelangen. Oft genügte ihm ein Wort, eine Bewegung, ein Blick, um seinen Zweck zu erreichen, einen unbeugsamen Starrsinn zu brechen und in dem Gewissen des

Schuldigen heilsame Vorwürfe zu erwecken. Das zeigte sich namentlich bei einem Zöglinge, der so unlenksam war, daß seine Lehrer, nachdem sie umsonst alle Mittel erschöpft hatten, ihn auf einen bessern Weg zu bringen, seine Ausschließung verlangten. Ehe er ihnen nachgab, wollte er noch einen letzten Versuch machen und nahm ihn mit auf sein Zimmer. Vergeblich sprach er ihm in Güte zu, vergeblich waren strenge Worte, da plötzlich stellte er ihn vor sein Kruzifix und mit dem Ausdruck eines herzzerreißenden Schmerzes rief er aus: „Wie viele traurige Augenblicke lassen Sie, mein Freund, mich zu den Füßen des Gekreuzigten zubringen!" Die Rinde sprang; einer solchen Sprache konnte der Schuldige nicht mehr widerstehen; unter Thränen bittet er um Verzeihung und unter der Leitung seines Obern war er bald zum Staunen der Professoren so umgewandelt, daß er ein Muster des ganzen Hauses wurde.

Um solche Erfolge zu erzielen, mußte er das Geheimniß kennen, das nur Heiligen geoffenbart wird, die Herzen zu lenken, wie er wollte. Und das zeigte sich besonders an denen, welche im Richterstuhle der Buße sich an ihn wandten. Sein sanftes, liebevolles und doch eindringliches Wort wirkte Wunder. Ein ehrwürdiger Priester, der sein Beichtkind gewesen war, gestand später: „Ich glaubte nicht einem Menschen, sondern einem Engel zu beichten." Selbst die Verkehrtesten sah man lenksam und fromm werden, wenn sie sich entschlossen, ihn zu ihrem Führer zu nehmen.

Es gab nur einen Fall, in dem er unerbittliche Strenge übte und sofort den Schuldigen aus dem Hause entfernte; wenn er sich nämlich überzeugt hatte, daß er den andern Zöglingen sittlich gefährlich war.

Auch dann noch begleitete seine väterliche Liebe seine Zöglinge, wenn sie nicht mehr unter seinen Augen waren, in den Ferien. Bevor er sie entließ, gab er ihnen noch die weisesten Verhaltungsmaßregeln, und wie sehr dieselben fruchteten, sprach sich in der allgemeinen Befriedigung der Eltern über das Betragen ihrer Kinder und in dem Lobe aus, das sie ihm als Obern spendeten.

Wußte Perboyre seinen Schülern gegenüber „Allen Alles zu werden, um Alle selig zu machen,“ [1]) so trug er nicht mindere Sorge für seine Mitarbeiter. Dies waren die jungen Diöcesanpriester, die wohl viel Eifer zeigten, ihre Pflicht zu thun, aber ohne Schulung und Erfahrung waren. Obwohl sie nicht zu seinen Mitbrüdern gehörten, bildeten sie mit ihm doch nur eine Familie, die durch die Bande der Liebe und gegenseitigen Hochachtung verbunden war. Er behandelte sie wie geliebte Brüder und leitete sie mehr durch sein Beispiel als seine Worte zur Uebung aller Pflichten an, die ihr Amt mit sich brachte. Niemals machte er sein Ansehen als Oberer geltend, und er wollte nur der Erste unter Gleichgestellten sein. Jeder fand in ihm einen

[1]) I. Kor. IX, 22.

aufrichtigen Freund und ehrlichen Berather, und traf ihn ein Leid, so konnte er der aufrichtigsten Theilnahme und soweit möglich, der bereitwilligsten Hülfe versichert sein. Wenn Einer sich irgendwie gegen ihn verfehlt hatte, so ließ er es ihn niemals fühlen; ja, er schien es nicht bemerken zu wollen. Handelte es sich dagegen darum, einen seiner Professoren zurechtzuweisen, so konnte der Betreffende sicher sein, daß er ihn nie vor Andern bloßstellte, besonders nicht vor den Schülern, sondern daß er ihm seine Bemerkungen im Stillen machte. Was ihm aber die Herzen aller seiner Mitarbeiter am meisten gewann, war die sonst so selten gefundene Bereitwilligkeit, alles Unangenehme seiner Stellung auf sich zu nehmen, selbst wenn er es auf Andere hätte abwälzen können. Er übernahm es, abschlägige Antworten, Vorbeugungsmaßregeln, Rügen, Verweise, Strafen zu ertheilen, ohne darnach zu fragen, welche Folgen es für ihn haben könnte, und wußte es immer so einzurichten, daß man sich deswegen nie über ihn beklagen konnte. War einer seiner Mitarbeiter irgendwie verhindert, sein Amt zu versehen, so trat er bereitwillig für ihn ein, ja kam seinen Wünschen oft noch zuvor. Ereignete sich irgend eine Störung im regelmäßigen Gange der Anstalt, so gab er nie Andern, sondern nur sich selbst die Schuld. „Wenn ich besser aufgepaßt hätte, so wäre das nicht vorgekommen.“

So konnte es nicht fehlen, daß die Anstalt gedieh und täglich mehr aufblühte. Die Anzahl

der Zöglinge wuchs, ein vortrefflicher Geist beseelte dieselben, sie arbeiteten fleißig und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Wer hätte den Obern tadeln wollen, durch welchen ein solcher Umschwung eingetreten war, wenn er sich seines Werkes gefreut hätte? Von einer solchen Eigenliebe aber zeigte Perboyre auch nicht die geringste Spur, sondern er bezog Alles auf Gott und wollte die gleiche Gesinnung auch bei seinen Mitarbeitern hervorrufen; „denn," sagte er:[1]) „Weder der pflanzt, ist etwas, noch der begießt, sondern Gott ist es, der das Gedeihen gibt." Als an einem Festtage alle Zöglinge die h. Kommunion empfangen hatten, sagte ihm Einer der Lehrer: „Sie müssen wohl zufrieden sein; alle unsere Zöglinge haben heute mit besonderer Andacht kommunizirt." „Ja, seien wir zufrieden," erwiederte er, „wenn Gott es ist. Aber fürchten wir auch, daß Er es mit uns nicht eben so ist, wie Er es sein sollte, denn es kann sein, daß Er gern in die Herzen unserer Kinder gekommen ist, und daß Er in uns nicht findet, was Er gerne finden möchte."

Wie auf Lehrer und Schüler, so erstreckte sich seine Liebe auch in besonderer Weise auf die Dienstboten des Hauses bezüglich ihrer leiblichen und geistigen Bedürfnisse. Er wachte darüber, daß es ihnen an dem Nothwendigen nicht fehlte, und sorgte besonders für sie, wenn sie erkrankten. Er sah streng darauf, daß sie alle ihre religiösen Pflichten

---

[1]) I. Kor, III, 7.

erfüllten, ließ sie darin unterrichten und unterrichtete sie selbst im Katechismus. Ihre Fehler wies er mit Festigkeit und Sanftmuth zurecht, wenn die Sache ihn nicht selbst betraf. Ob man ihm gut oder schlecht aufwartete, darüber machte er nie eine Bemerkung. Hatte er ihnen einen Befehl zu geben, so schien es eher, als ob er als Diener etwas von einem Vorgesetzten begehre; mit solcher Demuth, Freundlichkeit und Güte drückte er sich aus. Immer waren sie versichert, von ihm freundlich aufgenommen zu werden, wie oft sie auch an seine Thüre klopften. Der Pförtner des Hauses, der ihn doch jeden Augenblick stören mußte, sagte von ihm aus, daß er nie, weder in seinen Worten, noch in seinem Benehmen, die geringste Verdrießlichkeit habe bemerken können. Nie entließ er einen Dienstboten wegen Ungeschicklichkeit oder Vergeßlichkeit, sondern nur dann, wenn er sich grobe sittliche Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen.

Weil er überall auf Redlichkeit, Fleiß und Ordnung hielt und zugleich als Verwalter der Einkünfte des Hauses eine vernünftige Sparsamkeit einführte, besserte sich auch dessen wirthschaftliche Lage so sehr, daß die anfänglichen Klagen über empfindlichen Mangel und Entbehrungen verstummten. Sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung hatte ihn nie im Stiche gelassen und stets zur rechten Zeit ihm das Nöthige gesandt. Er vergaß aber auch hier nicht, die Stelle der Vorsehung für die Armen und Bedrängten zu ver-

sehen, eingedenk des Schriftwortes: „Gebet, und es wird euch gegeben werden.“ [1])

Fünf Jahre waren nun verflossen, seit er mit so offenbarem göttlichem Segen die Stelle als Oberer dieser geistlichen Erziehungsanstalt bekleidete, und Gott wollte ihm ein anderes Feld der Wirksamkeit anweisen. Seine beständigen Arbeiten und Abtödtungen hatten seine Gesundheit geschwächt, so daß er besorgte, er könne seinen Pflichten nicht mehr nach Gebühr nachkommen. Darum gab er seinen Obern in Paris davon Nachricht, weil er auch in seiner Demuth meinte, Jeder Andere könnte nützlicher als er diese Stelle bekleiden, der er sich nicht gewachsen glaubte.

Es war in den Ferien 1832, als der Generalobere der Kongregation ihn nach Paris zurückrief. Dieser Ruf verbreitete allgemeine Trauer in Saint Flour: Eltern und Zöglinge, Priester und Laien weinten ihm nach als einem Vater, einem Bruder und einem Freunde, und sein Lob war in Aller Munde. „Wenn ich die Fehler angeben sollte, die ich an ihm bemerkt habe,“ sagte einer seiner Mitarbeiter, „ich gestehe es, ich würde sehr in Verlegenheit sein; denn ich habe nie auch nur den Schatten einer Unvollkommenheit an ihm gefunden.“ Und der Obere des großen Seminars, der sein Seelenführer und befähigt war, wahres Verdienst zu würdigen und zu Lobsprüchen wenig geneigt war, sagte von ihm: „Herr Perboyre ist

[1]) Luk. VI, 38.

der vollendetste Mann, den ich kenne; er lebt ganz in Gott und verliert seine Gegenwart nicht einen Augenblick aus dem Auge.“ Auch der Bischof von Saint Flour, der ihn oft zu Rathe zog, willigte nur nach langem Widerstreben ein, ihn zu verlieren. Er selbst hatte kein anderes Verlangen, als sich dem Willen Gottes zu überlassen, der sich ihm in den Anordnungen seiner Obern aussprach.

Gerade in dieser Zeit traf Perboyre ein Unglücksfall, der ihn sehr angriff. Wir haben gesehen, wie er seinen jüngern Bruder Ludwig nach Montauban begleitete und mit ihm den Studien oblag. Als Ludwig dort mit großem Erfolge dieselben vollendet hatte, trat er auch in die Genossenschaft der Mission und wurde 1830 zum Priester geweiht. Sein schon lange gehegter Wunsch, als Glaubensbote nach China zu gehen, wurde ihm gewährt und am 3. Dezember 1830 schiffte er sich dorthin ein. Die Reise war langsam und beschwerlich; eine Gehirnentzündung befiel ihn, und am 2. Mai 1831 nach achttägiger Krankheit verschied er im Herrn. Im Anfange des Jahres 1832 erst gelangte die Nachricht nach Europa. Wie tief sie Perboyre auch ergriff, so konnte sie ihn doch nicht niederbeugen, und er schrieb an seine Eltern und seinen Oheim Trostbriefe, die sowohl seine vollkommene Ergebung in den Willen Gottes bekunden, als auch zugleich seine Sehnsucht aussprechen, die Stelle in China auszufüllen, die seinem Bruder zu übernehmen nicht vergönnt war.

Die nächste Ferienzeit benützte er, um seine Eltern zu besuchen, um sie über den Verlust ihres Sohnes zu trösten und ihnen seine Absicht anzukündigen, auch nach China zu gehen. Gott dränge ihn innerlich dazu, sagte er, und er werde Alles, was von ihm abhänge, thun, um dem Willen Gottes zu entsprechen. Alle Vorstellungen über die Gefahren, Entbehrungen und Verfolgungen, die seiner warteten, selbst ein grausamer Martertod, konnten ihn nicht wankend machen, ja er erklärte sogar, daß er nichts sehnlicher verlange, als für einen Gott zu sterben, der für uns hat sterben wollen. Zehn Tage nur blieb er bei seinen Eltern. Man liest im Leben des h. Vincenz, er habe geweint bei seinem Abschiede von seinen Eltern; Perboyre vergoß keine Thräne. Und doch sah er sie zum letztenmale.

Kaum in Saint Flour angekommen, erhielt er seine Rückberufung nach Paris, und sofort reiste er ab.

Achtes Hauptstück.

Oberer des Noviziates.

Die vorzügliche Befähigung zur Erziehung der Jugend, welche Perboyre in Saint Flour bewiesen hatte, sowie seine Kenntnisse und seine hervorleuchtenden Tugenden legten seinen Obern den Gedanken nahe, ihn zum Leiter des Noviziates der Kongregation in Paris zu ernennen. Dem Namen nach war er nur Unterdirektor, aber da Alter und Krankheiten dem eigentlichen Direktor es fast nicht mehr gestatteten, thätig zu sein, lag die ganze Last des Innern Seminars (so hatte noch der hl. Vincenz das Noviziat benannt) auf seinen Schultern. Das war es nun nicht, wonach er verlangt hatte, er würde lieber sofort nach China gegegangen sein, wohin sein ganzes Herz sich sehnte. Allein die Obern hatten gesprochen und der gehorsame Ordensmann widmete der neuen Aufgabe alle seine Kräfte. In inbrünstigem Gebete sich vor Gott verdemüthigend, vergegenwärtigte er sich die übernommenen Pflichten und die Mittel, um seinen Zweck, die Ehre Gottes und die Ausbildung der Seminaristen, zu erreichen.

Seine erste Sorge war, seine Novizen gründlich kennen zu lernen. Darum hielt er sie immer

im Auge, um sofort Fehlerhaftes abzustellen und sie zum Fortschritt in der Vollkommenheit anzuleiten. Doch übereilte er sich nie; wo es ihm nöthig schien, wußte er zu warten und manche Schwachheit zu übersehen, bis er den rechten Augenblick gekommen glaubte, um einzugreifen, ohne zu verletzen. Nur in einem Punkte forderte er strenge Genauigkeit, im Gehorsam, und ließ nicht den geringsten Fehler dagegen ungerügt. Aber es war nicht schwer, ihm zu gehorchen. Die Herzensgüte, mit welcher er seine Novizen empfing, machte es auch dem Zaghaftesten leicht, ihm sein Herz zu eröffnen. Seine Herzlichkeit gewann ihm schon beim ersten Zusammentreffen das volle Vertrauen der Neueintretenden. Die Erholungsstunden brachte er im Kreise seiner Novizen zu und nahm in wohlwollender und liebenswürdiger Weise an ihren Unterhaltungen Theil, wobei die jungen Leute oft Gelegenheit hatten, sein sicheres Urtheil und den durchgebildeten Theologen zu bewundern, wenn er ihre Urtheile berichtigte oder neue Gründe und Gesichtspunkte entwickelte.

Wie er selbst von allem weltlichen Treiben sich zurückgezogen hatte, so wollte er auch seine Zöglinge möglichst vor allen unnöthigen Zerstreuungen bewahren. Deshalb war er kein Freund von Besuchen im Sprachzimmer und gestattete den Seminaristen, die dahin gerufen wurden, dafür gewöhnlich nur zehn Minuten, weil er meinte, wer in die Genossenschaft eintrete, müsse in ihr sein Glück finden und dürfe sich nicht der Gefahr

aussetzen, den Geist seines Standes oder gar seinen Beruf zu verlieren, indem er sich zu viel mit Auswärtigen, selbst mit Verwandten unterhielte.

Von seinen Kenntnissen und seiner wissenschaftlichen Befähigung gab Perboyre oft, ohne es selber zu bemerken und zu wollen, glänzende Proben bei der Erklärung der h. Schrift, die ihm für die Studenten und Novizen übertragen war. Er wählte zuerst das Evangelium des h. Johannes und sprach von der ewigen Zeugung des Wortes und seiner Gottheit in so erhabener Weise, mit solcher Tiefe und Klarheit, daß der Eindruck bei seinen Zuhörern unauslöschlich blieb. Die erhabenen Geheimnisse der Religion erfüllten ihn so sehr, daß die Worte seinen Gedanken nicht zu genügen vermochten. Obgleich seine Demuth ihn antrieb, die hohen Gedanken und Einsichten zu verbergen, die Gott ihm über die hehrsten Geheimnisse verliehen hatte, so gelang es ihm nicht immer, sich zu bemeistern. Dann hob sich seine Stimme, sein Gesicht glühte, die Augen wandten sich zum Himmel. „Man sah," sagte ein Augenzeuge, „daß er unter dem Einfluße des h. Geistes stand, und er, dem bei den gewöhnlichsten Dingen oft das Wort seinen Dienst versagte, sprach dann mit Begeisterung und Leichtigkeit über die schwierigsten und dunkelsten Punkte, so daß die Rede ihm wie ein Strom vom Munde floß." Nichts war einfacher als seine Predigten. Er vermied es, die Einbildungskraft aufzuregen oder das Herz zu rühren, oder gar seine

Gelehrsamkeit zu zeigen. Seine Vorträge zielten entweder auf die Losschälung vom Irdischen und die Verachtung der Welt mit Allem, was sie bietet, oder auf die Vereinigung mit Christus, weil sie dem Missionar am ersten die ihm nöthige Vollkommenheit gewähre. Unablässig mahnte er mit dem Jünger der Liebe seine Zuhörer an die Liebe Gottes zu den Menschen, die Ihm dafür schuldige Gegenliebe und die Einigung der Herzen unter einander, weil nur vereintes Schaffen Großes zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen wirken könne. Wenn man es nicht schon gewußt hätte, so konnte man es an seinen Vorträgen klar erkennen, daß sie unter Gebet und Thränen am Fuße des Kreuzes entstanden waren.

Im Beichtstuhle war er sanft und geduldig und sprach nur wenig; allein seine Worte erleuchteten den Verstand, erwärmten das Herz und bewegten den Willen, Alles zu thun, was Gott durch seinen Mund verlangte.

Nie wurde er müde, seine Novizen mit einer großen Hochachtung vor ihrem Berufe zu erfüllen und sie anzuhalten, Gott dafür zu danken, daß Er sie aus den Gefahren der Welt herausgerissen und so vielen Andern vorgezogen habe, denen Er eine so große Gnade nicht verliehen habe. Kamen ihnen während dieser Zeit Versuchungen, Zweifel oder Beunruhigungen wegen ihres Berufes, so wußte Niemand besser zu trösten als er. Er hatte eine besondere Gabe, zu unterscheiden, was von Gott stammte, was bloße Einbildung und was von Täuschungen des Teufels herrührte.

Darum wandten auch seine Seminaristen sich mit kindlichem Vertrauen an ihn und eröffneten ihm mit Freuden ihr Inneres, theilten ihm ihre geistigen Bedrängnisse mit, holten seinen Rath ein für ihre Entschlüsse, für ihren Lebensplan und betrachteten seine Entscheidungen als die Stimme Gottes selbst. Manche gestanden später, daß sie durch ihn in ihrem Berufe beharrlich geblieben seien. Auch bei solchen Gelegenheiten brauchte er wenig Worte. Einer seiner Novizen war seit einiger Zeit wie verwirrt; Alles mißfiel ihm, und er fühlte sich zum Austritt getrieben, weil es ihm schien, er würde in seinem Stande nie glücklich sein und ausharren können. Er suchte seinen Direktor auf, um ihm seine Lage darzulegen und dann zu seiner Familie zurückzukehren. Nachdem Perboyre ihn ruhig angehört hatte, sagte er ihm lächelnd: „Wie? das ist Alles, was Sie erschreckt? Fahren Sie mit ihren geistlichen Übungen fort; das ist Alles nichts!“ Erstaunt über diesen kurzen Bescheid zog er sich zurück; aber noch weit mehr war er erstaunt, daß all' seine Unruhe verschwunden war. Ein Anderer wurde plötzlich von solcher Abneigung gegen ihn erfüllt, daß er ihn nicht sehen oder hören, noch an ihn denken konnte, ohne Widerwillen zu fühlen. Sein Gewissen mahnte ihn, die Versuchung seinem Obern aufrichtig zu entdecken. Perboyre hörte ihn mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit an, umarmte ihn und sagte ihm lächelnd, er habe wohl recht; er selbst begreife nicht, wie man ihn ertragen könne. Wenn man ihn recht kännte, würde man

eine noch viel schlimmere Meinung von ihm haben. Der von solcher Demuth und Güte überwältigte Seminarist zog sich von seiner Versuchung geheilt zurück und achtete und liebte ihn von nun an um so mehr.

Brachten die Worte Perboyre's schon solche Wirkungen hervor, so geschah dies gewiß nur darum, weil sein Beispiel damit nicht bloß übereinstimmte, sondern einen noch tiefern Eindruck machte. Er gab keine Ermahnung, die er nicht auch selbst befolgte, forderte keine Tugend, die er nicht selbst übte. Man brauchte ihn nur zu sehen, seine Bescheidenheit und Sammlung, um von Verehrung gegen ihn erfüllt zu werden.

Diese Erfahrung machte ein Priester, der mit vierzig Jahren in die Genossenschaft eintrat, Herr Joseph Girard,[1]) der später ein ausgezeichneter Missionar und gleichsam der Patriarch des Klerus in Algier geworden, den Alle liebten und ehrten und der am 19. April 1879 im Rufe der Heiligkeit gestorben ist. In seinem Nachlaß hat sich folgendes, von seiner Hand geschriebenes Zeugniß gefunden:

„Das erstemal sah ich Herrn Perboyre bei Herrn Etienne, der damals Generalprokurator der Genossenschaft war. Sie standen Beide und ich Beiden gegenüber. Herr Perboyre hatte ein so demüthiges und so bescheidenes Aeußere,

---

[1]) Relations abrégées de la vie et de la mort des Prêtres, Clercs et Frères de la Congrégation de la Mission. Tome IV. Paris 1881. 8°. pag. 15 sq.

daß ich ihn für einen Laienbruder der Genossenschaft hielt, der die geringsten Dienste im Hause zu verrichten habe. Was mich überraschte, war, daß Herr Etienne ihn sehr hoch zu achten und viele Rücksichten gegen ihn zu nehmen schien. Und doch kam dieser arme und so schweigsame Bruder, der mich an den leidenden Heiland erinnerte, mir immer wieder in das Gedächtniß und machte auf mich den Eindruck eines Heiligen, und dieser erste Eindruck hat sich mehr und mehr verstärkt in dem Maße, wie ich ihn genauer kennen lernte. Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, stand ich ganz erstaunt da, als Herr Etienne mir sagte, daß dieser so ärmlich gekleidete Mann der Novizenmeister wäre. Und ich hatte ihn nur für einen Laienbruder gehalten! Es wurde mir nun zu lang, ihn als Novizenmeister zu sehen und zu hören; denn er hatte bei dieser Zusammenkunft nichts gesagt, oder wenn er gesprochen hatte, so war mir keines seiner Worte im Gedächtniß geblieben; es hatte mir bloß geschienen, ich sähe in seiner Person alle Tugenden, von denen ich im Leben der Heiligen gelesen hatte."

„Seit vielen Jahren hatte ich verlangt, einen Heiligen zu treffen; es schien mir, wenn Gott mir diese Gnade gewähre, so würde das für mich ein glückliches Ereigniß sein und zu meiner eigenen Heiligung beitragen. Ich dachte, die Verfasser ihrer Lebensbeschreibung wären bloße Lobredner und hätten sich bemüht, ihre Fehler zu verbergen, um sie ohne Schwächen und Unvollkommenheiten zu schildern. Alles, was ich bis dahin gefunden

hatte, entsprach nicht der Idee, welche ich mir von einem Heiligen gemacht hatte."

„Indem ich nun Herrn Perboyre sah, schien es mir, daß Gott mein Verlangen erhört habe. In der That, er war so heilig, daß ich ihn nie, weder in Worten noch in Werken, einen Fehler begehen sah, obgleich ich ihn absichtlich während beinahe sechs Monaten, die ich mit ihm in der größten Vertraulichkeit zubrachte, beobachtet habe. Alle Tugenden waren ihm so natürlich, daß sie mit ihm geboren und aufgewachsen zu sein schienen; er übte sie wenigstens dem Anscheine nach ohne Anstrengung und brauchte sich nur in seinen Lebensgewohnheiten gehen zu lassen wie die Wasser eines Flusses, die naturgemäß abwärts rinnen, so daß man bei ihm Natur und Gnade nicht zu unterscheiden vermochte, die Eins geworden schienen; so sehr waren sie in Uebereinstimmung. Die Heiligkeit war ihm gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen, und ich weiß nicht, ob man heiliger sein könne. Auch hatte ich mehrere Male zu Mitbrüdern gesagt, noch bevor er Martyrer wurde: „Sie werden sehen, Herr Perboyre wird noch heilig gesprochen."

„Und er führte wahrhaft das Leben eines Heiligen auf dem Seminar. Seine vorherrschende und beständige Andacht war auf unsern Herrn gerichtet. Man konnte nicht sagen, ob er mehr Andacht zu Jesus in seinem öffentlichen Leben oder zu seinem Leiden oder zu seinem verborgenen Leben im hh. Sakramente trug; denn da er sich immer mit dem Heilande beschäftigte, weilte er

am liebsten vor dem Tabernakel. Dort verdemüthigte er sich auf's tiefste und verließ es immer ganz zerknirscht und voll heiligen Unwillens gegen sich selbst. Ich hatte beobachtet, daß er nach der Besuchung des hh. Sakramentes noch weniger als gewöhnlich sprach, und wenn er einige Worte fallen ließ, so trugen sie das Gepräge gründlicher Selbstverachtung. Sein gewöhnlich geröthetes Gesicht entflammte sich noch mehr vor dem Hochwürdigsten Gute, und er erschien wie ein Seraph, dem seine Seele und sein Antlitz glich. Jesus Christus war auch der gewöhnliche Gegenstand seiner Gespräche. In seinem ganzen Wesen zeigte sich der Mann Gottes; aber er verbarg dies so sorgfältig, daß sein Aeußeres in nichts die Aufmerksamkeit erregte. Wenn man ihn über irgend einen schwierigen Punkt befragte, so beeilte er sich nicht mit der Antwort, sondern überlegte vorher und berieth sich mit Gott im Gebete. Dann aber waren auch seine Worte voll Weisheit, sanft und entschieden, und er ging festen Schrittes auf sein Ziel los. Seine Geduld war unbesieglich. Er sprach wenig, selten von Andern und dann immer in gutem Sinne, oft von Gott und nie von sich selbst. Er war in mehreren Häusern, hatte mit vielen Mitbrüdern zusammen gelebt, und es ist die einstimmige Meinung Aller, die ihn gekannt haben, daß er keinen Fehler hatte.“ [1])

---

[1]) Annales de la Congrégation de la Mission. Paris. 1879. 8⁰. Tome XLIV, p. 401—403.

Im täglichen Verkehr mit seinen Novizen hätte man glauben sollen, der demüthige Direktor sei nicht ihr Oberer, sondern ihr Diener. Und in der That war er immer bereit, sie anzuhören und ihnen mit Rath und That beizustehen. In einer Konferenz betonte er einmal besonders, daß gewisse Personen durch ihre Stellung schon verpflichtet seien, Andere zu erbauen. Geschähe es aber nicht immer, so berechtige das die nicht zur Nachlässigkeit, welchen man das gute Beispiel nicht gäbe. Ein Novize bezog diese Worte auf sich selbst, und da sein Gewissen ihm nichts vorwarf, worin er schlechtes Beispiel gegeben habe, bat er, ihm seine Fehler anzuzeigen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als Herr Perboyre ihm erwiederte: „Sie haben sich geirrt; in Allem, was ich gesagt habe, hatte ich nur mich selbst im Auge.“

Sein Grundsatz war: „Man wirkt in den Seelen nur durch Gebet wahrhaft Gutes.“ Darum brachte er sich Gott täglich zum Opfer dar und flehte durch inbrünstiges Gebet den Segen des Himmels über sich und seine Novizen herab. Um über den Beruf eines Zöglings sich zu vergewissern, hielt er öfters mit seinen Seminaristen neuntägige Andachten, und oft verließ am Schluße derselben ein Novize das Haus, für den gebetet worden war.

Die Zöglinge, welche seine Tugenden sahen und bewunderten, bemühten sich, ihm nachzuahmen, Gott von Tag zu Tag treuer zu dienen,

und in dem Geiste des h. Vincenz sich zu befestigen, um einst mit Frucht und Segen das Werk des Heiligen fortsetzen zu können. Unser Seliger hatte die Ueberzeugung und suchte sie auch seinen Novizen einzuflößen, daß dieselben Mittel, welche bei der Gründung der Genossenschaft in Anwendung gekommen, um ihr den ihr eigenthümlichen Geist zu geben, auch zur Erhaltung und Ausbreitung derselben angewandt werden müßten. Nirgends reiner und klarer könnten sie denselben kennen lernen als in dem Leben und der Handlungsweise des h. Vincenz. Deshalb hielt er sie an, dasselbe immer und immer wieder zu studiren, seinem Beispiele zu folgen und nach seinen Grundsätzen zu handeln. Kaum würde ihnen im Leben ein Fall vorkommen, wo nicht ein Wort oder Werk des Heiligen ihnen zur Richtschnur dienen könnte. Und wozu er sie ermahnte, das übte er auch selbst; denn in seinen Anreden und vertraulichen Gesprächen führte er bei seiner genauen Kenntniß alles Dessen, was über den Heiligen veröffentlicht oder noch im Archiv des Mutterhauses als theurer Schatz aufbewahrt war, gern die betreffenden Züge an, um denselben mehr Gewicht zu geben und sie tiefer einzuprägen.

Neuntes Hauptstück.

Liebesmühen um Leiden.

Ein so vollkommener Meister war ganz geeignet, apostolische Männer zu bilden und Gott gewährte ihm in der That die Genugthuung zu sehen, wie eine große Anzahl derer, die unter seiner Hand hervorgingen, bis zu den Enden der Erde eilten, um die frohe Botschaft des Herrn zu predigen und die verirrten Seelen auf den Weg des Heiles zu führen.[1]) Aber dieser Erfolg, den er Niemanden weniger als sich selbst zum Verdienste anrechnete, war ungenügend, seinen heiligen und edelmüthigen Seeleneifer zu befriedigen. Er wollte diesen fernen Missionen einen unmittelbaren und persönlichen Tribut zahlen und mit seinem Schweiße, ja mit seinem Blute diese noch ungläubigen Länder befruchten. Dieser Gedanke, der ihn überallhin verfolgte, war nicht erst neu in ihm entstanden. Er selbst sagte einmal einem Seminaristen: „Vierzehn Jahre schon verlange ich nach China zu gehen; ich hatte diesen Beruf, bevor ich Missionar wurde, und ich bin nur deswegen in die Kongregation der Mission eingetreten.“ Er war überzeugt, daß dieser

---

[1]) Annales de la Congr. Tome VII, p. 24. Par. 1842.

Ruf von Gott komme, und that Alles, ihm zu entsprechen. Aber derselbe Gott, der ihn innerlich dazu drängte, hielt ihn auch wieder davon zurück; denn seine Obern und Seelenführer, die sein Verlangen kannten, wollten nicht darauf eingehen. Grund dazu gab ihnen seine schwankende Gesundheit. Sie hielten ihm vor, er wäre zu schwach, die Beschwerden und Entbehrungen eines solchen Lebens, ja auch nur die Anstrengungen der Reise zu ertragen. Besonders der Tod seines Bruders Ludwig auf hoher See wurde ihm immer entgegen gehalten. So verflossen Jahre, ohne daß er seinem Ziele näher kam. Aber er beklagte sich nicht und schrieb die Schuld sich selbst zu, verdemüthigte sich vor Gott unter Thränen, daß er durch seine Sünden einen so erhabenen Beruf verloren habe.

Was ihn so unwiderstehlich nach China trieb, war die Begierde, für die Ehre Gottes und die Bekehrung der Heiden zu arbeiten, mit der Hoffnung, dort sein Blut für den Glauben vergießen zu können. Um diese Gnade bat er seit mehr als sechs Jahren täglich unsern Herrn während der Wandlung in der h. Messe. Und mit welcher Inbrunst er betete, geht aus dem Zeugnisse hervor, welches der jetzt verstorbene Obere des Missionshauses zur h. Anna in Amiens, Herr Peter Aubert, nach seinem Tode ablegte. Derselbe diente als Novize Herrn Perboyre bei der h. Messe und sah im Augenblicke der Wandlung ihn über dem Boden schwebend und in Entzückung hingerissen. Nach Beendigung der h. Messe

ließ der demüthige Diener Gottes aus Besorgniß, der junge Meßdiener möge offenbaren, wovon er Zeuge gewesen, in der Sakristei sich von ihm hierüber unverbrüchliches Stillschweigen versprechen. „Ich verbiete Ihnen," sagte er, „irgend Jemanden, so lange ich lebe, das mitzutheilen, was Sie eben gesehen haben." Der glückliche Augenzeuge dieser außerordentlichen Gunst, womit Gott zuweilen seine Heiligen begnadiget, hielt sein Versprechen getreulich so lange Perboyre lebte; aber nach seinem Tode glaubte er es der Ehre Gottes schuldig zu sein, das Wunder zu offenbaren, und wir besitzen darin einen neuen Beweis für die schon damals hervorleuchtende Heiligkeit des demüthigen Direktors des Noviziates. [1])

Weil seine Gedanken und seine Sehnsucht immer auf die Palme der Marterthums gerichtet blieben, so sprach er oft und gern von dem seligen Clet, der auch ein Sohn des h. Vincenz und wie Perboyre ebenfalls vor seiner Sendung nach China Novizenmeister gewesen war, und für den Glauben in China vor fünfzehn Jahren, den 17. Februar 1820, sein Blut vergossen hatte. Eines Tages zeigte er seinen Seminaristen mit großer Ehrfurcht und Verehrung den Strick, mit dem er erdrosselt worden und das noch Blutspuren tragende Kleid des Martyrers, und mit entflammtem Antlitze sagte er ihnen: „Seht hier

---

[1]) Compendio della vita del Beato Gio. Gabriele Perboyre. Roma 1888. 8° p. 27, 28.

das Kleid eines Martyrers, das Kleid des Herrn Clet! Das ist der Strick, mit welchem er erdrosselt wurde! Welches Glück für uns, wenn wir eines Tages sein Schicksal theilen könnten!“ Beim Herausgehen sagte er noch zu einem Seminaristen im Stillen: „Beten Sie recht sehr, daß meine Gesundheit sich kräftige und ich auch nach China gehen kann, um dort Jesus Christus zu predigen und für Ihn zu sterben.“

Seine Gesundheit war in der That das Hinderniß, welches für immer der Erfüllung seines Verlangens entgegen zu stehen schien. Seit mehreren Jahren war sie sehr erschüttert, und Alles ließ fürchten, daß er, wenn er nach China ginge, die Strapazen der Reise nicht aushalten und wie sein Bruder Ludwig vor der Ankunft daselbst unterliegen würde. Deswegen hatten auch bis dahin seine Obern geglaubt, seinem Drängen nicht nachgeben zu dürfen. Ohne Zweifel ging diese Weigerung Perboyre zu Herzen; aber er beklagte sich über Niemand und schrieb sie nur seiner Unwürdigkeit zu. Nichtsdestoweniger nährte er fortwährend die Hoffnung, eines Tages seine Bitte erhört zu sehen.

Es war im Beginne des Jahres 1835, als seine Seminaristen an ihm eine ungewöhnliche Aenderung bemerkten. Er schien von einer wichtigen Angelegenheit ganz eingenommen zu sein; seine sonst so heitere Stirne schien bewölkt, er betete häufiger und länger, als ob er dem Himmel Gewalt anthun müßte, um eine besondere Gnade zu erlangen. Er hatte nämlich gehört,

daß man binnen Kurzem neue Missionare nach China schicken würde, und er befand sich nicht unter ihrer Zahl. Einem geheimen Antriebe der Gnade folgend, warf er sich dem Generalsuperior Salhorgne zu Füßen und beschwor ihn unter Thränen, seiner Reise nach China, wohin Gott ihn zu berufen schien, nicht länger mehr entgegen zu treten. Der ehrwürdige Obere, selbst tief bewegt, versprach, ihn ziehen zu lassen, wenn seine Räthe, denen er die Sache vorlegen würde, sich günstig dafür aussprächen. Aber die Mehrzahl derselben erklärte, es wäre höchst unklug, Herrn Perboyre bei seiner schwachen Gesundheit abreisen zu lassen, das hieße ihn in den sichern Tod schicken. Wenn er in Frankreich bliebe, so könne er ebensoviel, wenn nicht mehr, Gutes thun, als in China. Bloß Herr Etienne, der damals Generalprokurator der Genossenschaft war, widersprach ihnen und verlangte, daß man wegen seiner Gesundheit die Ansicht des Hausarztes vernehme. Auf Befragen erklärte dieser zuerst, es wäre sehr zu fürchten, daß er bei seiner Schwäche auf der Reise sterben würde. Diese Antwort machte allem Schwanken ein Ende, und es wurde beschlossen, daß Perboyre bleiben müsse. Und doch kam es anders. Es war gerade der Vorabend vor Maria Lichtmeß 1835, und Perboyre beschwor die allerseligste Jungfrau, die er so gerne seine liebe Mutter nannte, ihn in dieser schwierigsten Lage nicht zu verlassen und sich bei ihrem göttlichen Sohne für ihn zu verwenden, daß Er, der die Herzen in seiner Hand hält, sie dahin lenke, ihre Entscheid-

ung zu widerrufen. Und merkwürdig! am selben Tage noch und ohne alle Einwirkung von Außen fühlte der Arzt, als er über seine gegebene Entscheidung nachdachte, große Gewissensunruhe, die ihn auch die ganze Nacht nicht schlafen ließ, und er fand auch seine Ruhe nicht wieder, bis er sich entschlossen hatte, seinen Bescheid zu widerrufen. Schon früh am andern Morgen eilte er nach Saint Lazare und erklärte, daß er sich der Abreise Perboyre's nicht mehr widersetze; er sähe in der Reise nicht bloß keine Gefahr, sondern hoffe selbst eine günstige Einwirkung auf seine Gesundheit durch dieselbe. Die Mitglieder des Rathes kamen von ihrer ersten Entschließung zurück, und Perboyre erhielt endlich die so lang ersehnte Erlaubniß.

Groß, aber ruhig war seine Freude, und er brachte sofort Gott und der h. Jungfrau, deren Fest die Kirche feierte und deren mächtigen Fürsprache er den glücklichen Ausgang seiner Sache zuschrieb, seinen innigsten Dank dar. Dann schrieb er seinen Eltern und seinem Oheim, und in diesem Briefe finden wir die Bestätigung des früher Gesagten:

„Ich habe Ihnen eine große Neuigkeit mitzutheilen. Der liebe Gott hat mir soeben eine große Gnade bescheert, deren ich ganz unwürdig bin. Als Er sich würdigte, mich zum geistlichen Stande zu berufen, war der Hauptgrund, welcher mich bewog, seinem Rufe zu entsprechen, die Hoffnung, den Ungläubigen die frohe Botschaft des Heiles verkündigen zn können. Nie hatte ich seit-

dem diese Aussicht gänzlich aus dem Auge verloren, und der bloße Gedanke an die Missionen, besonders in China, ließ immer mein Herz höher schlagen. Wohlan, mein theurer Oheim, meine Wünsche sind heute endlich erhört. Helfen Sie mir, Gott und Maria dafür zu danken! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich mich über einen so erhabenen Beruf fühle und zweifle nicht, daß Sie mir auch Glück dazu wünschen. Ich hoffe, Sie werden so gut sein, unablässig für mich zu beten, damit mir Gott die Gnaden gewähre, deren ich bedarf zu einer glücklichen Fahrt und zu leben, zu leiden und zu sterben als ächter Missionar. Ich habe auch meinen Eltern geschrieben; ich hoffe, daß sie als gute Christen ihr Opfer zu bringen wissen. Wollen Sie doch, wenn sich die Gelegenheit bietet, sie trösten und ihnen mit Ihrem guten Rathe helfen!" [1])

Das so natürliche Verlangen, seine Eltern zum letztenmale auf Erden zu sehen, brachte er mit heldenmüthiger Entsagung Gott zum Opfer.

Bald war es im ganzen Hause bekannt, daß auch der Seminardirektor nach China gehe und Alle waren erstaunt darüber, und nicht bloß das; Novizen und Studenten, sie Alle, voll Begeisterung, wären gerne mit ihm gegangen. Die Abreise Perboyre's war für einige Zeit der einzige Gegenstand des Gespräches. Er selbst war immer derselbe; keine Aufregung war bei ihm ersichtlich. Seine Vorbereitung zur Reise bestand in

[1]) Vie du Bienheureux Jean-Gabriel Perboyre, Paris. Gaume. 1889, gr. 8° p. 112.

Gebet und in einer Generalbeichte, auf die er sich mit der größten Sorgfalt vorbereitete. Weil Alle ihn so hochschätzten, wollte Jeder von ihm ein Andenken haben. Da er aber selbst nichts besaß, nahm er von einem Mitbruder ein wenig Geld an für Bilder und Medaillen, um der frommen Zudringlichkeit genügen zu können.

Den Tag seiner Abreise schildert ein Augenzeuge. Zum letztenmale versammelte er die Seminaristen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Alle waren tief bewegt, und feierliches Stillschweigen herrschte bei seinem Eintritt in den Saal. In seinem Angesichte spiegelte sich die Freude wegen der Abreise und der Schmerz, sich von seinen lieben Novizen trennen zu müssen, die er so herzlich liebte und die ihm so sehr zugethan waren. Nach einigen wenigen Worten überwältigte ihn sein Gefühl und erstickte seine Stimme. Oder war es die ihm zur andern Natur gewordene Demuth, welche ihm sein vermeintliches Elend, die Untreue im Dienste Gottes, das Aergerniß, das er gegeben zu haben glaubte, die ihn antrieben, die Bühne, auf der er stand, zu verlassen und mitten im Saale sich niederzuwerfen, um die Seminaristen um Verzeihung zu bitten wegen seiner Nachlässigkeiten und des bösen Beispiels, das er ihnen gegeben zu haben meinte? Auch seine Zöglinge, wie von unwiderstehlicher Gewalt gezwungen, warfen sich auf die Kniee, und ihre Antwort bestand in Schluchzen und Thränen. Ziemlich lange verharrte er so vor ihnen, bis er sich erhob, um sich zu entfernen. Die noch

immer knieenden Novizen aber baten um seinen letzten Segen, gegen den wohl seine Demuth sich sträubte, den seine Liebe aber nicht versagen konnte. So segnete er denn seine Kinder mit väterlicher Zuneigung, bat Gott, Er möge sie für immer in seiner Liebe bewahren, empfahl sich ihren Gebeten und versprach, auch ihrer vor Gott nicht zu vergessen, und nach einigen einfachen, freundlichen Worten verließ er das Seminar.

Das letzte Lebewohl wurde in dem großen Hofe beim Eingang gewechselt. Alle im Hause anwesenden Mitglieder der Genossenschaft waren dort vereinigt, um seinen Segen zu empfangen. Selbst der ehrwürdige Generalsuperior, Herr Salhorgne, stieg trotz seiner Kränklichkeit herab, um noch einmal den edelmüthigen Apostel an sein Herz zu drücken und ihm öffentlich das Zeugniß seiner Achtung und väterlichen Zuneigung zu geben. Alle waren bis zu Thränen bewegt und empfahlen sich seinen Gebeten, wie die ersten Christen den Martyrern auf ihrem Todesgange. Noch ein Besuch des h. Sakramentes, ein Gebet zur unbefleckten Jungfrau und vor den Reliquien des heiligen Vincenz, von denen sich zu trennen ihm so schwer ward, und er verließ mit zwei jungen Missionaren das Haus, wohin zwanzig Jahre nach seinem Martertod seine h. Gebeine zurückgebracht werden sollten.[1])

[1]) Annales de la Congrégat. Paris 1873. Tome XXXVIII, p. 121.

Zehntes Hauptstück.

Lauf zum Ziele. — Die Reise.

In Havre sollten die Missionare sich einschiffen. Montag den 16. März 1835 langten sie dort an und hatten noch Zeit genug, ihre kleinen Vorbereitungen zur Reise zu treffen, bis das französische Schiff Edmond, welches nach Java bestimmt war, abreisen konnte. Am folgenden Freitag bestieg Perboyre mit seinen zwei Mitbrüdern Gabet und Perry[1]) und fünf Priestern der auswärtigen Missionen das Schiff. Außer ihnen waren keine andern Reisenden an Bord, und am 21., einem Samstage, unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau verließ das Schiff die Küsten Frankreichs. Perboyre selbst gibt in einem Briefe von Batavia den 29. Juni an den Herrn Generalsuperior folgende Nachrichten: „Wir verließen Frankreich mit derselben Freude und derselben Ruhe, mit welcher wir Paris verlassen hatten. Ich wunderte mich über diese Stimmung, in die uns Gott versetzt hatte, als plötzlich, wie vom Himmel gekommen, ein Gedanke meinem Geiste sich aufdrängte. Es war die zärtliche Erinnerung an meinen lieben Bru-

---

[1]) Annales de la Congrég. T. III, p. 102.

der Ludwig, der vor noch nicht fünf Jahren sich in demselben Hafen, zu derselben Reise eingeschifft hatte, die wir jetzt begannen, und ich gedachte, daß er seine Belohnung und Krone schon erlangt hatte, ehe er an dem ersehnten Ziele angekommen war. Ich fühlte mich innerlich getrieben, unsere Ueberfahrt seinem Schutze anzuempfehlen; meine Seele erhob sich sofort mit Vertrauen zu ihm, während meine Augen von sanften und freudigen Thränen überströmten. Nach zwei Tagen verließen wir den Kanal la Manche unter vollen Segeln mit günstigem Winde, aber das gewaltsame und fortwährende Rollen und Stoßen des Schiffes machte die neuen Reisenden so krank, daß das Schiff eine ganze Woche lang einem wahren Krankenhause glich. Da war es durchaus nicht unnütz, sich zu vergegenwärtigen, daß Leiden den halben Missionar machen. Jedoch Der, welcher über das Meer herrscht und die Bewegung seiner Fluthen mäßigt, gewährte uns Erleichterung und Trost. Am 29. hatten wir bei stillem Wetter schon Madeira in Sicht und mit dem schönen Wetter kehrte auch neues Leben zurück. Ich konnte die h. Messe lesen, und das haben wir der Reihe nach an fast allen Sonn- und Feiertagen gethan. O wie selig fühlt man sich, wenn man auf dem weiten öden Ocean sich zuweilen in der Gesellschaft unseres Herrn befindet!"

„Lange Zeit kamen wir nun nur langsam vorwärts, und gerade am Ostertage passirten wir die Linie. Die bei dieser Gelegenheit übliche Taufe, (das Fest der Matrosen, für die, welche

zum erstenmale den Aequator kreuzen), wurde auf den andern Tag verschoben, und ein Piaster, den Jeder von uns den Matrosen spendete, entband uns von derselben, so daß wir nur bloße Zuschauer waren. Es dauerte noch einen Monat, bis wir unter dem achtunddreißigsten Grade südlicher Breite das Kap der guten Hoffnung umsegelten. Man hatte uns diese Gegend so fürchterlich geschildert; aber wir fanden die See so ruhig und mild, wie zwischen den kanarischen Inseln. Wenn Gott an dieser sonst so schwierigen Stelle unserer schonte, so geschah das zweifelsohne, damit wir besser im Stande wären, den Anfall zu überstehen, den wir im indischen Meer auszuhalten hatten."

„Am 31. Mai hatten wir zwischen dem 60. und 70. Längengrade einen heftigen Sturm zu bestehen. Unser Kapitain, der seit sechsunddreißig Jahren auf See ist, hatte nie einen so schrecklichen Sturm erlebt; er dauerte zwölf Stunden in seiner größten Stärke; ungeheuere Wogen schnellten bis über den Mastkorb empor und stürzten auf das Verdeck, wo sie von Bord zu Bord Menschen, Hühnerkörbe und Alles umherrollten, was nicht kräftig festgebunden war. Eine Woge prallte so heftig wider die Seite des Schiffes, daß der ganze Ballast auf eine Seite des Schiffsraums stürzte und im Fallen die zwei Männer, welche das Steuer hielten, einige Fuß weit auf das Hinterdeck wegschleuderte, jedoch glücklicherweise ohne daß sie Schaden nahmen. Auch riß sie ein Boot mit, das man nicht mehr wiedersah. Die

hohen Berge, aus schäumenden Wogen gebildet, die jeden Augenblick sich beinahe senkrecht vor und hinter uns erhoben und uns in tiefe Abgründe einschlossen, waren schreckenerregend und wunderbar zugleich, und wir konnten nicht umhin, mit dem Propheten auszurufen: „Bewunderungswürdig sind die Erhebungen des Meeres, aber noch bewunderungswürdiger ist der Herr in der Höhe."[1]) Unsere Seele jedoch blieb in Ruhe, da wir uns gern dem Wohlgefallen Dessen anheimgaben, „Der zu den Pforten des Grabes hinführt und zurückzieht."[2]) Er wollte uns Alle frisch und gesund aus dieser fürchterlichen Lage befreien. Gegen Abend beteten alle Missionare zusammen die Litanei von der Mutter Gottes, das Ave maris stella und das kleine Gebet: O Maria, ohne Sünd' empfangen u. s. w., und ihr Vertrauen wurde sofort belohnt; denn kaum hatten sie ihre Hände zum Meeresstern erhoben, als der Sturm allmälig sich beruhigte. Dieser Sturm war das einzige bemerkenswerthe Ereigniß, welches die Eintönigkeit unserer Seefahrt von Frankreich bis Java unterbrach. Den 23. Juni fuhren wir in die Sundastraße ein und kamen am 26. nach Batavia."

„Bis jetzt hatte sich meine Gesundheit ziemlich gut erhalten, desgleichen die meiner beiden Mitbrüder. Beide haben mich fortwährend erbaut und dazu beigetragen, mir die Reise ange-

---

[1]) Psalm XCII, 4. — [2]) Weisheit XVI, 13.

nehm zu machen. Ich kann dasselbe von den trefflichen Herrn der auswärtigen Missionen sagen; wir haben immer als Freunde und Brüder zusammengelebt. Da unsere Schiffsmannschaft aus odentlichen jungen Leuten besteht, wie man sagt, aus guten Burschen, so gingen Einige von uns Abends zuweilen zu ihnen, unterhielten sich vertraulich mit ihnen über die Religionswahrheiten und die Hauptpflichten eines christlichen Lebens. Beinahe Alle haben gebeichtet."

„Das ist, hochgeehrter Vater, in kurzen Worten die Geschichte des ersten Abschnittes unserer Reise. Mit Grund können wir mit dem weisen Manne ausrufen: „Deine Vorsehung, o Vater, regiert; denn Du hast auch auf dem Meere einen Weg gegeben und eine gar sichere Bahn zwischen den Wellen, um zu zeigen, daß Du Macht habest, aus allen Gefahren zu retten, auch wenn Einer ohne Erfahrung sich auf's Meer begibt." [1]) Am Tage nach unserer Ankunft besuchten wir den apostolischen Präfekten und den Pfarrer von Batavia, die uns herzlich empfingen und ihre Gastfreundschaft anboten. Wir werden mit ihnen das Fest des h. Petrus feierlich begehen und dann unser Schiff verlassen, um an Bord eines englischen Fahrzeuges, des Royal George, zu gehen, der nach Kanton segelt und uns nach Macao bringen soll. Möge der Herr uns glücklich an's Ziel unserer Reise führen!" [2])

[1]) Weish. XIV, 3. 4.
[2]) Annales de la Congrég. T. VII, p. 28—35.

Aus einem Briefe an seinen Bruder vom 1. Juli tragen wir noch Einiges nach: „Dein Bruder ist,“ schrieb er, „noch nicht todt; er befindet sich vielmehr ganz wohl. Obgleich ich, besonders im Anfange, etwas von den Beschwerden, die von einer solchen Reise unzertrennlich sind, erfahren habe, so hat es mir doch nicht geschadet. Ich habe im Allgemeinen gut geschlafen, was für mich so wesentlich nothwendig ist. Die Seeluft scheint mir heilsam zu sein; ich habe weniger als auf dem Festlande von den Blutwallungen verspürt, die mich seit mehreren Jahren aufrieben. Ein kleines Unglück hat mich vor ungefähr anderthalben Monat betroffen. Ich rollte von oben bis unten eine Treppe hinab, deren Stufen mit Kupfer belegt waren und wo ich mir zehnmal den Kopf hätte zerschellen können. Aber ich kam mit einigen Quetschungen in den Seiten und einem geschundenen Schenkel davon, ohne lange und schwere Folgen zu verspüren.“

Am 5. Juli verließen unsere Reisenden Batavia auf dem neuen Schiffe, das nach der Ostspitze Java's ging, um dort seine Ladung einzunehmen, und kamen am 14. auf der Rhede von Surabaya an, wo sie fast einen Monat verweilen mußten. Die unfreiwillige Muße benützten sie auf dem Schiffe zu ihren Studien und frommen Uebungen. Nie sah man Perboyre müssig oder bei unnützen Unterhaltungen, sondern bald knieend im Gebete in seiner Kabine, oder mit einem Buche auf dem Verdeck sitzend, oder den Matrosen zusprechend. Nur Sonntags

gingen unsere Missionare an's Land, um die h. Messe zu lesen. Dort feierten sie auch das Fest des h. Vincenz, indem sie bis Mittag in der Kirche verweilten und dann bei dem Pfarrer speisten. Auf der ganzen Insel Java waren damals nur vier holländische katholische Geistliche und auf den Nachbarinseln gar keine.

Lassen wir nun Perboyre selbst die Fortsetzung seiner Reise und die Eindrücke, welche die lange und gefahrvolle Ueberfahrt auf ihn gemacht, erzählen, wie er sie Herrn Le Go, Assistenten der Kongregation, in einem Briefe aus Macao den 9. Sept. 1835 mittheilte.

„Da bin ich!“ Mit diesen Worten sollte ich Ihnen mein erstes Lebenszeichen aus Macao geben. Ja, ich bin hier, und gepriesen sei der Herr! „Nähme ich mir Flügel von der Morgenröthe und wohnte ich am äußersten Ende des Meeres, so führt mich auch dahin Deine Hand und hält mich Deine Rechte.“ [1])

Aus meinem Briefe an den Herrn Generalsuperior haben Sie ersehen, daß wir bis jetzt eine glückliche Ueberfahrt gehabt haben. Sie ist es seitdem nicht weniger gewesen. Die drei Wochen auf der Rhede von Surabaya waren für uns, was die Ferien auf dem Lande für Männer sind, welche durch die Mühen eines arbeitvollen Jahres erschöpft sind. Die Hitze des brennenden

[1]) Psalm CXXXVIII, 9. 10.

Klimas von Java wurde durch die kleine Frische gemildert, welche ein nahes Gebirge uns zusandte. Obwohl wir von Morgens fünf oder sechs bis Abends zehn Uhr uns mit Studiren und Beten beschäftigten, so nahmen doch von Tag zu Tag unsere Kräfte zur Fortsetzung unserer Reise zu, da wir auf dem neuen Schiffe viel besser versorgt waren, als auf dem frühern, und nicht mehr so von den Wellen hin- und hergeworfen wurden. Zuweilen machten wir auch einen Ausflug auf die Küsten Java's und Madura's. Bei einer solchen Gelegenheit setzten meine Mitbrüder mir zu, auch ein Seebad zu nehmen, wie sie gethan hatten. Weil ich an Ihre und des Arztes Empfehlung dachte, fügte ich mich ihnen am Tage vor unserer Abreise. Ich blieb über eine Stunde im Wasser und kehrte zum Ankleiden auf den Nachen zurück; allein da ich unbehutsam mich bewegte, neigte sich der Nachen ein wenig, und ein unfreiwilliger Luftsprung verschaffte mir ein neues Bad. Die Stelle war glücklicherweise nicht tief, und da ich an das Wasser, mit dem ich eben noch gespielt hatte, gewöhnt war, so kam ich bald wieder unbeschädigt auf die Oberfläche, fischte meinen Hut auf, den die Ebbe mit sich nahm, und frühstückte Zwieback und Bananen am Ufer, wo meine Genossen mich erwarteten. Hier, wie schon oft, strafte mich Gott für meine Unbesonnenheit nur dadurch, daß Er mich der Gefahr entriß."

„Wir verließen Surabaya am 7. August mit dem Musson aus Südost, der noch einen Theil des Monates August auf dem chinesischen Meere

herrscht und uns eine Zeit lang begünstigte. Am 29. gelangten wir endlich nach Macao. Wenn ich auch bereit wäre, im Gehorsam eine noch hundertmal längere Fahrt zu machen, so versichere ich Sie doch, daß wir ihr Ende mit Freuden sahen und mit schwellendem Herzen den Fuß auf diesen Boden setzten, nach dem wir uns schon so lange gesehnt hatten. Unser würdiger Oberer, Herr Torrette, hatte uns seinen vortrefflichen Mitarbeiter, Herrn Danicourt, auf das Schiff gesandt, um uns abzuholen, und bald waren wir so glücklich, ihn und unsere lieben jungen Chinesen zu umarmen. Hier fanden wir nicht bloß Ruhe und Erholung, sondern auch Erbauung. Die schönste Ordnung und die größte Regelmäßigkeit herrschen hier in unserm Hause: Priester, Seminaristen, junge Aspiranten, Alle wetteifern darin. Könnten die Gebräuche des alten Saint-Lazare in Frankreich verloren gehen, so fände man sie an den Küsten China's lebendig wieder vor."

„Sie würden es mir verübeln, wenn ich Ihnen nichts über meine Gesundheit mittheilte, die Sie als so schwach und empfindlich gekannt haben. Mit meinem Unwohlsein fühle ich wesentliche Besserung. Die Seeluft hat mir den Kopf sehr erleichtert und die Hitze weggenommen, welche alle Glieder verzehrte, so daß ich mich nunmehr so wohl befinde, als es meine Natur gestattet. Meine beiden Reisegefährten befinden sich immer so wohl, wie Sie dieselben in Paris gekannt haben. Sie haben sich während der ganzen Reise immer nützlich beschäftigt. Meine Hauptbeschäftigung bestand

in der Lesung des Lebens des h. Vincenz, wodurch ich allein mich über den Verlust Ihrer Unterhaltungen trösten konnte."

Die Seereise war vollendet, das Land der Sehnsucht erreicht und Perboyre wandte auf sich und seine Gefährten an, was der Psalmist so herrlich schildert: „Sie sahen die Werke des Herrn und seine Wunder im tiefen Meere. Er sprach, und es erhob sich ein Sturmwind, und seine Fluthen gingen hoch. Sie stiegen gen Himmel und sanken zum Abgrunde..... Aber sie riefen zu dem Herrn in ihrer Drangsal, und Er errettete sie aus ihren Nöthen. Er setzte statt des Sturmwindes sanftes Wehen, daß stille wurden seine Wellen. Und sie freuten sich, daß sie stille wurden, und Er führte sie zum Hafen ihres Verlangens. Sie sollen danken dem Herrn für seine Barmherzigkeit." [1])

[1]) Psalm CVI. 24 26, 28—31.

Elftes Hauptstück.

Eintritt in das himmlische Reich.

Perboyre wurde von seinen Mitbrüdern in Macao und von ihrem Obern, Herrn Torrette, der damals zugleich Visitator der Kongregation für ganz China war, in der liebevollsten Weise aufgenommen und behandelt. Die erste Aufgabe des neu Angekommenen mußte nun sein, sich mit der Sprache, den Gebräuchen und Sitten China's vertraut zu machen. Dazu denn benützte er den Aufenthalt von einigen Monaten, sowie zu seiner eigenen Heiligung. Er selbst gibt darüber Nachricht in einem Briefe an Herrn Gabriel Martin, seinen Nachfolger als Direktor des Noviziates in Paris.

„.... Als an dem denkwürdigsten Tage unseres Lebens der Herr sich würdigte, uns Seinem göttlichen Priesterthum zuzugesellen, prägte Er unsern Herzen das Siegel ewiger Vereinigung auf, einer Vereinigung, die sich seitdem so schön in unserm Hause in Paris bewährte, wo die Vorsehung uns als Amtsgenossen vereinigt hatte. Diese h. Freundschaft, welche die Priesterweihe und die Eigenschaft als Mitbruder so vollkommen gemacht hatte, sollte ein anderer Umstand

für mich noch höher steigern. Sie sind mir theurer als je geworden, seit ich in Ihnen den Vater meiner geistigen Kinder sehe, für welche unser Herr mir so viel Zärtlichkeit eingeflößt hatte."

„Bei meiner Ankunft in Macao habe ich Herrn Torrette so wiedergefunden, wie ich erwartete, d. h. als treuen Freund und guten Mitbruder. Es versteht sich, daß wir viel von Ihnen gesprochen haben; er hatte es ebensowenig vergessen, daß der Hochwürdigste Herr Dübourg uns Dreien zu gleicher Zeit in der Kapelle unserer Schwestern vor den Reliquien des h. Vincenz die Hände aufgelegt hatte. Wie wir, rechnet auch er es sich zur Ehre, Direktor des innern Seminars zu sein; denn auch dieses Amt bekleidet er hier. Es fehlte also für Sie nichts mehr, als daß auch Sie selbst nach China kämen; aber da das wohl nicht geschehen wird, so wollen wir wenigstens im Gebete und dem h. Opfer vereinigt bleiben."

„Obgleich der liebe Gott uns viele geistliche Gnaden während unserer langen Reise gespendet hat, so haben wir doch die Wahrheit des Spruches nicht verkennen können: daß die sich selten heiligen, welche viel reisen.[1]) Wir hatten also nöthig, bevor wir unsern großen Feldzug in das Innere China's antraten, uns ein wenig in der Einsamkeit zu sammeln und dort noch mehr für die Seele als für den Leib neue Kräfte

---

[1]) Thom. v. Kempen, I. Kap. 23.

zu schöpfen. Alles Erforderliche dazu fanden wir in Macao. Der gute Geist und Eifer, welcher in unserm chinesischen Seminare herrscht, hat unsere Herzen das Glück wieder verkosten lassen, welches wir in dem Pariser Haus genossen hatten. Hier, wie da, haben die Einfalt und Frömmigkeit, die Bescheidenheit und Sanftmuth, die Demuth und Liebe ein irdisches Paradies geschaffen, das man bewohnt haben muß, um sich eine Idee davon machen zu können. Unsere jungen Chinesen berechtigen uns zu großen Hoffnungen für unsere Missionen.[1]) In zwei oder drei Jahren können vier oder fünf Priester werden; vier werden bald die h. Gelübde ablegen, und mehrere andere gute Kräfte können, wenn man will, ihre Stelle im Seminar einnehmen. Dank der Sorge des Herrn Danicourt, der ihr Lehrer im Lateinischen ist, haben sie darin erstaunliche Fortschritte gemacht und sprechen es viel besser, als die meisten Zöglinge der europäischen Seminare. Es ist eine Freude, sie in Latein ihre Konferenzen und Gebetswiederholungen halten zu hören..... Diese jungen Leute arbeiten viel; man unterrichtet sie Alle in verschiedenen Klassen im Lateinischen und Chinesischen, im Katechismus des Tridentiner Koncils, der h. Schrift und die weiter Fortgeschrittenen in der Philosophie und Theologie. Dazu kommen die gemeinsamen frommen Uebungen und die besondern des Seminars, die nicht am wenigsten ihnen eine ernste Beschäftig-

---

[1]) Annales de la Congr. III, 102.

ung geben. Sie haben nur einen Monat Vakanz, und auch diese bringen sie zum großen Theile mit Büchereinbinden zu, worin sie wunderbare Geschicklichkeit zeigen. Später wird man sie auch chinesische Bücher drucken lassen. Am Schluß der Ferien haben wir Alle die geistlichen Uebungen gehalten.“ [1])

Fand Perboyre sich erbaut von dem Betragen seiner Mitbrüder und der chinesischen Zöglinge, so gab er selbst hinwiederum ihnen dasselbe Schauspiel. Alle Bemühungen des Herrn Torrette, ihm wegen seines Alters, seiner schwachen Gesundheit und seiner Verdienste eine besondere Sorgfalt zuzuwenden, waren sämmtlich an seiner Demuth gescheitert, und er ruhte nicht eher, als bis er wie der geringste Missionar behandelt wurde. Die portugiesischen Mitbrüder, welche in Macao das Kollegium vom h. Joseph zur Ausbildung chinesischer Missionare für die drei Diöcesen Kanton, Nan-King und Pe-King leiteten und seit der Auflösung der Gesellschaft Jesu inne hatten, wünschten ihn für einige Zeit in ihrer Mitte zu haben und konnten ihm zugleich im Erlernen der chinesischen Sprache förderlicher sein. Einer von ihnen, Herr Gonzales, der ein chinesisch-portugiesisches Wörterbuch, eine lateinisch-chinesische und eine portugiesisch-chinesische Grammatik zum Gebrauche der aus Europa kommenden Missionare verfaßt hatte, der zugleich in Astronomie und Mathematik sehr erfahren war,

---

[1]) Annales de la Congr. T. VII. p. 135—139.

wollte sein Lehrer sein. Die Erlernung der chinesischen Sprache machte ihm viele Schwierigkeit, vielleicht weil er im Alter schon vorgerückt war oder weil er fast fortwährend an Kopfschmerzen litt. Er selbst sagt darüber in einem Briefe: „Wir haben angefangen, das Chinesische zu studiren, und ich glaube, ich werde lange Zeit nöthig haben, diese Sprache zu erlernen, wenn ich nach den ersten Versuchen schließen soll. Man sagt, Herr Clet habe sie auch mit großer Schwierigkeit gesprochen. Da mein bisheriges Leben mir einige Züge der Aehnlichkeit mit ihm gibt, so wünsche ich auch diesem ehrwürdigen Mitbruder bis an's Ende gleichen zu können, der seine lange apostolische Laufbahn mit der Marterpalme gekrönt hat." [1]) Aber sein Eifer und seine Beharrlichkeit ersetzten die ihm mangelnde Leichtigkeit so gut, daß er nach einem Vierteljahre sich schon ziemlich gut ausdrücken konnte. Alle freien Augenblicke widmete er aber auch diesem Studium, und Schreiber dieser Zeilen hat in Paris das Exemplar seiner chinesischen Grammatik gesehen, worin er mit Bleifederbemerkungen seinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen suchte. So war er denn kurze Zeit nach seiner Ankunft in Ho-Nan im Stande, die chinesischen Missionen zu leiten, alle Punkte des Katechismus den Gläubigen und Neubekehrten zu erklären und zu predigen, und das mit solcher Leichtigkeit, daß seine Mitbrüder darüber staunten. In den langen und häufigen Gerichts-

---

[1]) Annales de la Congr. T. VII. p. 42.

verhandlungen, welche er während seiner Gefangenschaft zu bestehen hatte, waren die Mandarinen ebenso überrascht von seiner Kenntniß ihrer Sprache, als von der unüberwindlichen Kraft und Standhaftigkeit, mit welcher er ihre Martern ertrug.

Gebet und Studium waren in Macao so sehr seine ausschließliche Beschäftigung, daß er sich in Betreff des Ortes, wohin man ihn senden würde, und der Zeit, wann er dahin abreisen sollte, gänzlich der göttlichen Vorsehung überließ. So schrieb er an Le Go, Assistenten des Pariser Hauses: „Fragen Sie mich nicht schon, welche Mission mir in dieser neuen Welt angewiesen sei? Da muß ich Ihnen meine vollständige Unwissenheit gestehen. Schon seit langer Zeit war ich fest entschlossen, die heilige Gleichmüthigkeit zu üben, und seit meiner Ankunft hierselbst mehr als jemals. Wenn ich hier in den ersten Tagen wie auf Gerathewohl das Buch der Nachfolge Christi aufschlug, so stießen meine Augen immer auf die Worte: „Mein Sohn, lasse mich mit dir verfahren, wie ich will. Ich weiß, was für dich gut ist." Und ich beeilte mich zu antworten: „Herr, wenn nur mein Wille gerade und fest auf Dich gerichtet bleibt, dann mache mit mir, was immer Dir beliebt."[1]) Ich liebe dieses Geheimniß der Vorsehung so sehr, die mich so gleichsam in den Tag hinein leben läßt. Wenn die Zeit da ist,

[1]) Thom. v. Kempen, III. Kap. 17.

wird Jeder seine Mission bekommen; ich möchte mich nicht wegen derjenigen beunruhigen, welche mir bestimmt wird. Alle unsere Mitbrüder in China, die ich ja früher schon in Frankreich gekannt habe und deren Arbeiten Gott in diesem Lande wunderbar gesegnet hat, besitzen meine ganze Achtung und mein ganzes Vertrauen. Ihre Liebe und ihre Erfahrung sichern mir auch ihrerseits eine ebenso gütige als sichere und nothwendige Anleitung zu."

Wir heben noch folgende Stelle aus einem Briefe an den Novizenmeister in Paris aus, um zu zeigen, daß Perboyre genau wußte, was ihn in den Missionen erwartete, wohin ihn seine Sehnsucht trieb: „Für jetzt genießt die Religion im Innern China's eines ziemlich großen Friedens; unsere Missionen nehmen täglich zu; aber unsere guten Mitbrüder tödten sich durch ihre Anstrengungen; zudem nähren sie sich sehr schlecht und leben nur von ein wenig Reis und einigen Kräutern. Die Christengemeinden, welche sie versehen, sind die ärmsten von allen. Sie sehen, mein Herr, welche Selbstverläugnung Sie denen einflößen müssen, welche Sie für uns erziehen: sie müssen voll Heiligkeit und Klugheit sein. .... Seien Sie denn, theuerster Mitbruder, für uns ein neuer Elias und öffnen Sie durch Ihre Gebete den Himmel, damit auf dieses Ackerfeld China's ein reichlicher Gnadenthau herabströme, auf daß die Heiden sich bekehren und die Christen berufsgemäß leben! Wenn Sie diesen Brief

erhalten, bin ich vielleicht schon auf dem Wege in's Innere. Es wird meinem Herzen zu lang, bis ich die Arbeiten unserer Mitbrüder theile und meine schwachen Kräfte mit den ihrigen vereinige, um am Heile dieser armen Chinesen zu arbeiten."

Seine Abreise war beschlossen. Am selben Tage noch schrieb er seinem Bruder in Paris: „Ich reise gesund und sehr zufrieden ab. Könntest Du mich jetzt sehen in meinem chinesischen Anzug, mit geschorenem Kopfe, mit langem Zopf und Schnurrbart, meine neue Sprache stammelnd, mit Stäbchen essend, die als Messer, Löffel und Gabel dienen, gewiß, Du würdest lachen. Man sagt, ich gleiche nicht übel einem Chinesen. Man muß anfangen, Allen Alles zu werden, um Alle für Christus zu gewinnen." [1])

---

[1]) I. Kor. IX, 22.

Zwölftes Hauptstück.

Nach dem Bestimmungsorte.

Um zu der Perboyre bestimmten Mission Ho-Nan zu gelangen, hatte er von Neuem eine lange, beschwerliche und gefahrvolle Reise zu unternehmen. Seine Obern schickten ihn dahin, weil die Verhältnisse daselbst einen Missionar von erprobter Tugend und Klugheit erforderten, und sie denselben in ihm gefunden zu haben glaubten. Von Macao, d. h. vom 22. bis 27° nördlicher Breite hatte er die Reise wieder zur See zu machen, zuerst wegen des seichten Hafens von Macao in einer Barke bis zu einer chinesischen Dschunke, die ihn zu den Küsten Fo-Kien's bringen sollte. Die Abreise erfolgte um elf Uhr Nachts, am 21. Dezember 1835,[1]) um unter dem Schutze der Finsterniß die Gränze unbemerkt zu überschreiten, da auf das Eindringen der Europäer in's Innere Todesstrafe stand.[2]) Auf diesen schwer gebauten Dschunken ging die Reise sehr langsam von Statten, weil bei Nacht immer angelegt wurde und auch häufige Unterbrechungen von zwei bis zehn Tagen wegen nöthigen oder un-

[1]) Annales de la Congr. III, 105.
[2]) Beatificationis Ven. Perboyre, Summar. Nro. XI, p. 39.

nöthigen Aufenthaltes oder wegen widriger oder zu heftiger Winde vorkamen. So z. B. wollten die Herrn der Dschunke in Nangao ihre dortigen Verwandten besuchen, und um sich nicht übereilen zu müssen, ließen sie das Fahrzeug auf das Ufer ziehen, um es von Außen zu waschen. Perboyre beschreibt in einem Briefe an Herrn Torrette aus Fo-Kien vom 7. März[1]) den Aufenthalt folgendermassen: „Auf dieser Insel (Nangao) ist eine große Anzahl Christen. Sie liegt auf der Gränze der Provinzen Kuang-Tong und Fo-Kien, ist zwischen beide getheilt und von zwei Mandarinen verwaltet. Da unsere Offiziere den von Fo-Kien kannten, dessen Mutter Christin, obgleich er Heide ist, so ermangelten sie nicht, ihn in seinem Hause zu besuchen, und er, den Besuch an Bord zu erwiedern. Bevor er mit seinen Trabanten ankam, trug man dafür Sorge, uns unter der Matraze und Decke zu verbergen und in dem engen Alkoven einzuschließen, nicht so sehr seinetwegen, als um des Gefolges willen, da er schon Missionare gesehen hat und gegen sie nicht feindlich gesinnt ist. Dieses Verbergen geschah uns noch sehr oft, besonders wenn Fremde aufs Schiff kamen, um etwas zu verkaufen oder aus anderem Grunde. Bei der Ankunft wie beim Abschiede erhielt er die gewöhnlichen Ehren durch Anschlagen der Cymbeln. Er übergab uns eine Fahne, auf welcher geschrieben stand, daß er unsere Dschunke untersucht habe. Wenn wir nun später

[1]) Annales de la Congr. III. 197 ff.

in einen Hafen einliefen oder eine Mandarinenbarke sich näherte, um Nachsuchungen vorzunehmen, so wurde dieses Heilsbanner aufgepflanzt, und man ließ uns in Ruhe. Unser Kurier, ein vortrefflicher Christ, setzte dann seine Gelehrtenmütze auf und pflanzte sich zu größerer Sicherheit vor meinem Verstecke auf, während sein Gehülfe draußen die Geschäfte abmachte. Die Vorsichtsmaßregeln waren größer als die Gefahr; doch durften sie nicht unterlassen werden."

„Die Schiffer hielten sich immer so nahe wie möglich am Lande, folgten dessen Windungen und liefen in die so häufigen kleinen Buchten ein, so daß sie mit diesem Zickzack und wegen des widrigen Mussons den Weg mehr als dreimal machten. Zuweilen kehrten sie auch nach mehrstündiger Fahrt in den Morgens oder am vorigen Tage verlassenen Hafen zurück. Gewöhnlich reisen sie aus Furcht vor den Seeräubern in zahlreicher Gesellschaft, setzen sich auf ein gegebenes Zeichen in einer langen Reihe in Bewegung, so daß jede Wendung des Leitschiffes von allen folgenden nachgemacht wird. Abends wird an einer geschützten Stelle Anker geworfen, und auf christlichen Dschunken gemeinsam und laut der Rosenkranz gebetet, während die Heiden zu Ehren ihrer Götzen brennende Papierstückchen in's Wasser fallen lassen. Das Gestade der Provinz Kuang-Tong besteht fast nur aus ein- und ausspringenden Winkeln, die meist vortreffliche natürliche Häfen bilden. Es erhebt sich unmittelbar vom Ufer zu hohen und unfruchtbaren Gebirgen, von denen Manche,

die bei den Heiden als heilige Berge gelten und denen sie Opfer bringen, auf der Spitze eine weithin sichtbare Säule tragen. Ortschaften begegnet man nicht, und nur zuweilen bemerkt man einige sehr elende Fischerhütten."

„Das Meer dagegen war weit mehr belebt von den an gewissen Orten unzähligen Fischerbarken. Aus der Ferne scheint es oft, als ob ein langer Pfahlzaun den Weg absperre. Aber bei der Annäherung sieht man sie zerstreut und weit von einander getrennt. Bei ihrer erstaunlichen Menge wundert man sich nicht mehr, wenn man hört, daß auf der von uns durchlaufenen Strecke fünf Millionen Chinesen im eigentlichen Sinne auf dem Wasser wohnen und selbst für die Nacht nicht an's Land gehen. Auf der Barke befindet sich die ganze Familie: hier werden sie geboren, hier leben, hier sterben sie. Jedoch nicht das Meer empfängt den Leichnam, sondern die Abhänge der Gebirge, deren einzelne besonders verehrte von Gräbern ganz bedeckt sind."

„Auf den 17. Februar fiel der Neujahrstag der Chinesen, den sie immer mit großen Festlichkeiten begehen. Schon am Vorabende wurde er auf allen Barken durch das Abbrennen von Petarden und Musik angekündigt. Wir blieben also am Ufer der Insel Hai-Chan vor Anker, um diesen Tag und einen Theil der Nacht noch der Erholung und dem Vergnügen der Mannschaft zu überlassen. Man bewirthete und beschenkte sich gegenseitig, und auch wir theilten auf den Rath unseres Kuriers den Offizieren von

unsern Vorräthen mit, worüber sie sich sehr erfreut zeigten. Wegen des einfallenden Aschermittwochs konnten wir ihre Einladung nicht annehmen. Unsere Küche wurde übrigens immer so eingerichtet, daß wir die Fasten und die Abstinenztage beobachten konnten.

„Seit wir in dem Meere der Provinz Fu-Kien segelten, ging unsere Fahrt etwas rascher von Statten, weil die Küste ebener und weniger ausgezackt ist. Unser Ziel war die äußerste Ostspitze der Provinz, nicht weit von Fu-Ning, einer Stadt erster Klasse, wo ein Fluß in einen Meeresarm mündet, in dem wir am 22. Februar mit günstigem Winde einliefen. Zu beiden Seiten genossen wir die schönsten Ansichten, die sich uns noch dargeboten hatten. Der Meerbusen läuft in eine Bai aus, die vier bis fünf Meilen lang und zwei bis drei breit ist, und in welche man durch einen sehr engen Paß eindringt. Beide Seiten sind von Hügeln begränzt, deren Fuß eine große Menge von Dörfern bedeckt, welche einen reizenden Anblick gewähren. Um sechs Uhr warfen wir Anker. Wir mußten noch einige Zeit auf die Fluth, um stromaufwärts mit einer kleinen Barke zu fahren und auf die Dunkelheit warten, um nicht erkannt zu werden; denn wir hatten noch ein Zollamt vor uns. Man rief uns zwar an, begnügte sich aber mit den Antworten und verschonte uns mit der Untersuchung. Nachdem wir etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, landeten wir, aber nicht ohne ein neues Wunder der Vorsehung zu unsern Gunsten zu erfahren.

Voll Freude sprangen wir auf den in's Wasser vorspringenden Hafendamm. Mein Begleiter, Herr Delamarre, Priester aus dem Seminar der auswärtigen Missionen, that in der Dunkelheit einen Schritt zu weit und stürzte in ein Loch, worin ein Jahr vorher ein Mann ertrunken war. Ich schrie ihm zu, um ihm die Richtung anzugeben. Beinahe im selben Augenblicke kommt er über Wasser, klammert sich an die Mauer und klettert hinauf, während ich ihn an den Kleidern hinauf ziehe. Wir kamen so mit dem Schrecken und einigen Hautabschürfungen an den Händen von den scharfen Steinen davon. Wahrlich, der Herr ist der Beschützer meines Lebens, vor wem sollte ich zittern?"[1] Noch eine Stunde hatten wir zu gehen, um zu Herrn Tabestan, dem apostolischen Vikar von Fo-Kien, zu gelangen. Er empfing uns mit der ausgesuchtesten Herzlichkeit, so daß es uns schien, wir befänden uns in der eigenen Familie. Da er seit mehr als einem halben Jahrhundert in China ist, so hat er viele unserer Missionare gekannt; unter Andern hat er in Macao die Herrn Clet, Pesne und Lamiot anlangen und die Herrn Richenet und Dümazel auf ihrer Reise von Kanton nach Peking gesehen. Es war mir sehr angenehm, aus seinem Munde Nachrichten über diese ehrwürdigen Mitbrüder zu vernehmen, welche die Laufbahn eröffnet, in die wir eintreten, und die Aerndte ausgesäet haben, welche wir einsammeln sollen. Mit

---

[1]) Psalm XXVI, 1.

großem Interesse vernahm er unsere Neuigkeiten über den Herrn Generalsuperior und die Genossenschaft, den Stand der Religion und des Klerus in Frankreich und die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens. Er wohnt in Tschin-Thëu, einem Dorfe von fünfzehnhundert Seelen, die zu zwei Dritteln Christen sind. Das apostolische Vikariat von Fo-Kien zählt mehr als vierzigtausend Christen, wovon im Bezirk einer einzigen Stadt dritten Ranges,[1]) Fu-Gan, mehr als dreißigtausend sich befinden. Es gibt selbst beträchtliche Ortschaften, die nur aus Christen bestehen, und viele, in welchen ihre Anzahl die der Heiden übersteigt. Sie haben dort sieben oder acht große Kirchen, die für Alle offen und den Mandarinen bekannt sind, nebst zwei Seminaren. Wenn Abends in einem solchen großen Flecken nach chinesischem Brauche in allen Familien der Rosenkranz abgesungen wird, und Berg und Thal davon widerhallt, so macht das auf den Europäer einen unbeschreiblich wunderbaren Eindruck. Die Fischer, welche, wie oben gesagt, nur das Wasser zur Heimath haben, versammeln sich jedes Jahr bis zu drei- oder viertausend, um dem Unterrichte des Missionars beizuwohnen und die hh. Sakra-

---

[1]) Auf einer uns vorliegenden Karte der Provinz Tsche-Kiang vom Jahre 1868, gezeichnet von einem französischen Missionar, sind die drei Rangstufen der Städte unterschieden: Fu, Stadt ersten Ranges, Ting, zweiten und Schiang dritten Ranges. Die übrigen sind Dörfer oder Flecken, die an Volkszahl und Bedeutung zuweilen Städte ersten Ranges übertreffen.

mente zu empfangen. In diesen Ländern ist es nicht selten, Heiden zu treffen, die vom Teufel besessen sind. Wenn sie sich unterrichten lassen und die h. Taufe empfangen, so werden sie sofort befreit." [1])

Wir wollen auch die Fortsetzung seiner beschwerlichen und gefährlichen Landreise, die meistens zu Fuß zurückgelegt werden mußte, von Herrn Perboyre selbst in einem Briefe an seinen Oheim, den Obern des kleinen Seminars in Montauban, beschreiben lassen, den er aus seiner Mission Ho-Nan vom 10. März 1836 datirt.

„Wir blieben vierzehn Tage bei dem apostolischen Vikar von Fo-Kien, der alle mögliche Güte für uns hatte. Darauf brachten wir einige Tage in seinem Seminare zu, wo wir einen Dominikanervater trafen, der vor drei Jahren gefangen und grausam mißhandelt worden war. Er wurde mit Geld losgekauft und war nun ziemlich wieder hergestellt. Solche Fälle kommen, obwohl selten, in den Provinzen vor, wo die Christen zahlreich sind. Die Mandarinen wissen wohl um das Dasein der europäischen Priester, lassen sie aber unbehelligt, weil dieselben ihnen keine Unannehmlichkeiten verursachen. Von dem Seminar kamen wir zu einem großen Flecken, der ganz christlich war. Von hier aus besuchten wir ganz in der Nähe ein kleines Gebirge, der heilige Berg genannt, weil er ganz voll christ-

[1]) Annales de la Congrég. T. VII. p. 47—61.

licher Gräber ist. Hier ruhen außer mehreren Priestern auch drei Bischöfe, wovon einer zu den Gründern des Seminars der auswärtigen Missionen gehörte und einer der ersten apostolischen Vikare in China war. Es ist, als ob der Geist, der diese ehrwürdigen Reste einst beseelte, den Besucher noch jetzt umschwebe und zur Fortsetzung ihrer Arbeiten auffordere."

„Am 15. März setzten wir uns wohlgemuth, von vier Christen begleitet, die uns als Kuriere und Gepäckträger dienten, in Bewegung nach Kiang-Si. Hier war Vorsicht wie über einem unsichern Boden nöthig; denn wir konnten weder die Sprache dieser Gegend reden, noch seine Gewohnheiten genau nachahmen, und die dem eindringenden Europäer drohende Todesstrafe schwebte über unsern Häuptern. Deshalb mußte ich auch, um mein blondes Haar und die Anheftung meines Zopfes zu verbergen, den Kopf einhüllen, worüber die Chinesen oft genug verwundert und mißtrauisch schienen.[1]) Allein je weiter wir fortschritten und unsere Erfahrung zunahm, desto mehr wuchs unsere Zuversicht. Auf die unaufhörlichen Fragen, wer wir wären, woher wir kämen und wohin wir gingen, gaben unsere Leute uns für Theehändler aus Ning-Po oder Nan-King aus, welche die Sprache dieser Provinz nicht verständen, und in diesem Punkte sagten sie die Wahrheit. In den Herbergen hielten wir uns

[1]) Aus einem Briefe Perboyre's an H. Torrette aus Ho-Nan den 18. Aug. 1836. Ann. de la Congr. III, 213.

möglichst bei Seite; die Städte durchschritten wir in größter Eile, um weniger bemerkt zu werden, und doch wurden wir auf den immer volkreichen Wegen und Straßen zuweilen als auffallende Wesen sehr aufmerksam betrachtet. Wir unterschieden uns auch hinreichend von den gewöhnlichen Chinesen, deren Haar schwärzer und straffer ist, die wenig Bart, eine plattere Nase und meist wenig offene Augen haben. Dazu kommt noch ihre gelbliche Farbe und die ganz verschiedene Haltung, so daß gewiß Manche uns für Fremde gehalten haben. Bei unserm Eintritt in die Provinz Kiang-Si mußten wir bei einem Zollhause vorüber, wo unser Gepäck untersucht wurde. Wir hatten keine verbotenen Waaren als unsere Personen und schlichen deswegen, während die Kuriere die Zollbeamten mit dem Gepäck beschäftigten, möglichst rasch vorwärts, um den argwöhnischern und scharfsichtigern Augen derselben zu entgehen."

„Vierzehn Tage nach einander legten wir so bei starker Hitze und zu Fuß und fast immer in den Bergen, täglich sieben bis acht Meilen zurück, ohne daß meine Gesundheit darunter litt und ich am Ende nicht mehr ermüdet war, als im Anfange. Später sollte es jedoch etwas anders kommen. Am 29. März sollten uns unsere Kuriere aus Fo-Kiang in einer nahen Christengemeinde an Andere übergeben. Da sie sich aber bei ihren Erkundigungen nicht mehr recht verständlich machen konnten, hatten wir viele Kreuz- und Querwege zu machen, ehe wir diese Christengemeinde auf-

fanden, obwohl sie nur eine Viertelmeile entfernt war."

„An demselben Tage bereitete die Vorsehung mir eine große Freude. Wir hatten, um weniger Gefahr zu laufen, einen andern als den gewöhnlichen Weg der Missionare eingeschlagen und gelangten so gerade an den Ort, wo Herr Larribe, den ich erst zwei oder drei Wochen später zu treffen glaubte, Mission hielt. Dieses unverhoffte Zusammentreffen gestattete mir, bei ihm fast die ganze vierzehntägige Osterzeit zuzubringen. Dieser ausgezeichnete Mitbruder ist Oberer der Mission von Kiang-Si, die Freude der Christen und das Glück seiner Mitbrüder und unser Landsmann aus der Diöcese Cahors. Ich kannte ihn sehr gut, da ich sein „Schutzengel" [1]) war, als er aus St. Sulpice in unsere Genossenschaft eintrat. Wir feierten die ganze Charwoche zusammen. In dieser Provinz ist die Stimmung dem Christenthume günstig, und jedes Jahr wird eine gute Anzahl Erwachsener getauft. Nach Schluß dieser Mission wollte Herr Larribe mich nach Kian-Tschang-Fu begleiten, wovon wir fünfzehn Meilen entfernt waren und wohin Herr Delamarre vorausgegangen war. Zuerst hatten wir gedacht, wir würden uns nun trennen müssen; später aber wurde die gemeinsame Fortsetzung der Reise beschlossen, da Alle übereinstimmten, es

---

[1]) So nennt man den Novizen oder Scholastiker, welcher den neu eintretenden Postulanten vor der Einkleidung in die Hausordnung einzuführen hat und ihm in der Erholungszeit als Begleiter dient.

wäre keine größere Gefahr dabei. Ja, wir gewannen noch, da wir die Kosten der Kuriere und Barken unter uns theilen konnten, und unter dem Geleite zweier Schutzengel standen. Während wir die Vorbereitungen zur Weiterreise trafen, hatten wir hier Gelegenheit, den Besuch und den Kothe'u der Christen zu empfangen. Der Kothe'u ist ein Fußfall, mit welchem die Chinesen Personen höherer Würde begrüßen, die Christen also ihre Priester, wenn sie ankommen oder abgehen. Dort sahen wir ein Mädchen, welches vom Teufel besessen gewesen war und sich für Jesus ausgab, und mit Hülfe des Teufels Wunder wirkte. Eines Tages wirkte sie wieder mit dieser Gotteslästerung eines dieser Wunder. ‚Wir wollen sehen,' sagte ein Katechet, ‚ob du Jesus bist' und besprengte sie zugleich mit Weihwasser. Sie stürzte bewußtlos nieder und war für immer von der Besessenheit befreit."

„Von Kian-Tschang-Fu nach dem Hu-Pe reist man am sichersten und bequemsten zu Wasser, und deshalb schifften wir am 8. April mit zwei Kurieren uns auf einer heidnischen Barke ein. Diesmal galten wir für christliche Kaufleute aus Fo-Kiang, welche die Sprache der innern Provinzen schlecht verständen. Wir konnten also ungestraft das Abstinenzgebot beobachten, das Kreuzzeichen machen, anstatt des Breviers den Rosenkranz beten und chinesische religiöse Bücher lesen. Nach ein paar Tagen kamen wir nach der Hauptstadt der Provinz Nan-Tschang-Fu und setzten über den großen See Po-Yang-Hu,

wo wir zu einem Zollamte kamen, welches alle Schiffe und Barken mißt und einen P'hiao oder Fahrschein ausstellt. Die Abfertigung und das schlimme Wetter hielten uns hier acht Tage auf, während welcher wir uns vorsichtig verborgen halten mußten. Bald kamen wir zum großen Strome Kiang, den wir hinaufstiegen, um nach U-Tschang-Fu zu gelangen, welches mit zwei anliegenden Städten fünf, nach Andern acht Millionen Einwohner zählen und den größten Handelsplatz der Welt bilden soll.[1]) Der Yang-Tse-Kiang ist hier sehr tief, noch für Seedampfer zugänglich und über eine halbe Meile breit. Wenn er nach starkem Regen mit dem hier einmündenden Hun seine Ufer überschwemmt, glaubt man sich vor einem Meere zu befinden. Unter heftigem Regen, mitten durch Finsterniß und Koth kamen wir nach achtzehntägiger Fahrt nach Han-Ke'u. Schon am folgenden Tage schiffte Herr Delamarre sich flußaufwärts nach Se-Tschuen wieder ein. Ich blieb einen Tag länger bei den hiesigen Christen, die schon zu unserer Mission gehören. Das erste Officium, welches ich dort betete, war das des heiligen Papstes und Martyrers Cletus. Wie hätte dieses überraschende Zusammentreffen mich nicht an unsern theuern Martyrer, Herrn Clet, erinnern sollen, da ich mich an denselben Orten befand, wo er gelebt und sein Blut für Christus vergossen hatte?

---

[1]) G. A v. Klöden. Handbuch der Erdkunde. 2. Aufl. Berlin, 1869. Bd. 3. S. 192.

Wie sehr hätte ich gewünscht, zu seinem Grabe zu pilgern, welches nur zwei kleine Meilen von meiner dortigen Wohnung entfernt war! Aber es schien besser, die Erfüllung meines Wunsches auf später zu verschieben. Ich begann meine Arbeit mit der Versehung zweier Kranken in Han-Ke'u. Unser Mitbruder, Herr Baldus, hatte vor kurzem in der ganzen Gegend, welche ich durchreisen mußte, Missionen gehalten und meine Ankunft angekündigt. Mit einem Kurier des Hrn. Rameaux, den ich in Macao schon gesehen, ging ich auf einer christlichen Barke, den Hun, nach dem Norden Hu-Pe's noch ungefähr hundert Meilen durch ungeheure Ebenen hinauf. Am vierten Tage unserer neuen Fahrt zeigte man mir am Ufer einige armselige Hütten. Es waren die Wohnungen christlicher Familien, deren Häuser im vorigen Jahre eine Ueberschwemmung fortgerissen hatte. Wir landeten und brachten, bei ihnen einen Theil des Sonntags zu. Am folgenden Tage kam ich zu einer der größten und besten Christengemeinden der Provinz und wurde zu meiner Ueberraschung von einem kleinen Bürschchen französisch bewillkommnet und begrüßt, der kaum noch seine eigene Sprache reden konnte. Auch dort versah ich einen Kranken, blieb jedoch nur einen Tag, obgleich man mich zurückhalten wollte, bis Nachrichten von Herrn Rameaux gekommen wären. Ich sehnte mich aber zu sehr nach ihm, als daß ich ihm nicht hätte entgegen gehen sollen. Da der Fluß zu hoch angeschwollen war, um mit der Barke hinaufzufahren, gingen

wir wieder zu Fuß, zwölf Meilen bis zur ersten Haltestelle, wo wir auf einer Barke Aufnahme fanden. Obwohl von heidnischen Barken umgeben, fürchteten diese Christen sich nicht, wie bei der Ankunft und Abreise des Missionars immer geschieht, um den Segen zu bitten. Das geschieht in einem gesungenen Gebete, worin sie die Wohlthaten und die Barmherzigkeit Gottes preisen, der ihnen den Priester gesandt hat, ihnen die Religion zu predigen, sie zu segnen, ihre Sünden zu vergeben, sie in ihrer Schwachheit zu stärken und sie in der Uebung des Guten zu befestigen. Sie bitten Ihn, mit Seinem Segen den geistlichen Vater zu überhäufen, ihm Gesundheit, Frieden und Weisheit zu verleihen, ihn zum Ausspender aller seiner Gnaden zu machen, damit sie, beständig unter seiner Leitung auf dem Wege der Gebote Gottes wandelnd, durch seine Vermittlung und die Kraft seiner Verdienste glücklich mit ihm zum Besitze der ewigen Seligkeit gelangen möchten."

„Von da kamen wir nach Cha-Yang, einer noch jungen und eifrigen Christengemeinde, die ihren Ursprung einem christlichen Kaufmanne verdankt, der sich dort niedergelassen und bald allgemeines Vertrauen und Achtung bei den Heiden gewonnen hatte. Er benützte dieselbe, um die christliche Lehre zu verkündigen, so daß er sich bald von zahlreichen geistlichen Kindern umgeben sah. Hierhin hatte Herr Baldus zwei junge Leute geschickt, die mir als Führer dienten. Ein angebotenes Pferd schlug ich aus, da auch unsere Mit-

brüder immer zu Fuß gehen. Am 7. Mai wurde mir die Freude, Herrn Baldus, und am 9., Hrn. Rameaux zu umarmen, der in einem nahen Bezirke Mission hielt."

„Diese beiden geübten Missionare hatten eben die Besorgung der sieben oder acht Gemeinden begonnen, welche diesen Bezirk bilden. Ich war bald bei dem Einen, bald bei dem Andern als Zeuge ihres Eifers und ihrer Arbeiten; für mich das beste Noviziat, um mich in die neuen Arbeiten einzuführen und aus ihren Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Nachdem sie hier ihre Rundreise beendigt hatten, blieben Herr Baldus und ich noch vierzehn Tage in einem andern Bezirke, während Herr Rameaux nach den Gebirgen von Ku-Tsching, dem allgemeinen Sammelplatz für die Ferien, vorausging. Ich sollte meine Reise auf einer christlichen Barke fortsetzen. Die Fahrt dauerte acht Tage und verlief ohne Unfall. Am 26. Juni verließ ich den Fluß mit dem Führer der Barke, um den letzten Theil der Reise zu Fuß zurückzulegen. Kamen wir an Bäche, so trug er mich auf dem Rücken hinüber. Am ersten Tage ging es rasch und ohne Aufenthalt durch Ku-Tsching weiter; denn obwohl unser Haus in den Bergen unter der Gerichtsbarkeit der Mandarinen dieser Stadt steht, so dürfen wir doch ihrem Schutze nicht trauen, da wir ihnen unsere Martyrer und Bekenner, die Abtrünnigen und die Trümmer von Häusern und Kapellen verdanken. Am Abende fand ich mich sehr ermüdet, und wir hatten am folgenden Tage noch zehn

Meilen über sehr rauhe Gebirge zu machen. Mit großer Anstrengung schleppte ich mich bis zum Fuße des letzten fort, wo meine Kraft erschöpft war. Es fiel mir ein, daß ich ein kleines Kreuz mit dem Kreuzwegablaß bei mir trug. Hier war die schönste Gelegenheit, ihn zu gewinnen. Unter strömendem Regen, auf den Schirm gestützt, schleppte ich mich fort und rastete auf allen Steinen, die ich antraf. Dann ging es wieder ans Klettern, zuweilen mit den Händen. Ja, ich wäre im Nothfalle gar mit Hülfe der Zähne geklettert, um dem von der Vorsehung vorgezeichneten Wege zu folgen. Mein armer Führer zog und schob mich fort, bis endlich ein junger Christ, der auf dem Felde arbeitete, ihn ablöste. Endlich erreichten wir den Gipfel des schrecklichen Berges, und auf der andern Seite fanden wir dann in einem Bambusgebüsch versteckt unsere Residenz, wo Herr Rameaux und ein chinesischer Mitbruder uns mit offenen Armen aufnahmen. Bald war nun alle Ermüdung vergessen, und es dauerte nicht lange, bis ich mich wieder wohl befand." [1])

---

[1]) Annales de la Congr. T. VII. p. 67—94. (Auszug aus einem Briefe an seinen Onkel.)

Dreizehntes Hauptstück.

Wirken in Ho-Nan.

In dieser tiefen Einöde, rings von hohen Bergen umschlossen, lag der Ferienaufenthalt der Priester, Seminaristen und Studenten der Kongregation. Sie schien unbewohnt, und dennoch fanden sich Sonntags vier- bis fünfhundert Personen aus allen Schluchten des wilden Gebirges zum Gottesdienste ein: die Aermsten der Armen, kaum mit einigen Lumpen bekleidet, von Hunger und Elend abgezehrt, die sparsamen Reste, welche die Hungersnoth der vergangenen Jahre übrig gelassen hatte. Kirche und Haus, die dort als Paläste galten und damals etwa zwanzig Personen beherbergten, waren aus Erde gebaut, mit Stroh gedeckt und hatten als Estrich hart gestampfte Erde. Sie schützten wenigstens vor dem Regen, während in den Häusern der armen Leute ein Regenschirm oft sehr nothwendig war.

Der Aufenthalt Perboyre's unter seinen Mitbrüdern dauerte nur bis Mitte Juli, wo er sich nach Ho-Nan begab, um dort bei zwei chinesischen Mitbrüdern seine Sprachstudien fortzusetzen. Auf der Reise mußten seine Führer ihn einmal in einem Wagen verbergen, um ihn den Blicken

der Späher zu entziehen. In einer Herberge, wo es nicht geheuer zu sein schien, stahl man ihnen nur den Schlaf, weil sie kein Auge zu schließen wagten. Um Mitternacht des vierten Tages langten sie in Nan-Yang-Fu, seinem Bestimmungsorte, an, wo er dasselbe Haus bewohnte, in dem der selige Clet gefangen worden war. Sechszehn Monate waren seit seiner Abreise aus Frankreich verflossen, ungefähr achttausend Meilen hatte er zurückgelegt, und doch mußte er sich noch eine kurze Zeit gedulden, ehe er unter seinem Obern, Herrn Rameaux, seine Arbeiten ernstlich beginnen konnte, weil er in der Sprache der dortigen Provinz noch nicht genügend geübt war. Die Ankunft unseres Seligen in China hatte bei allen Missionaren die lebhafteste Freude hervorgerufen. Alle hatten ihn in Frankreich gekannt und waren wegen seiner Tugenden überzeugt, daß die Vorsehung besondere Absichten der Barmherzigkeit mit diesem ungläubigen Lande habe, da sie ihm einen solchen Arbeiter zugesandt hatte. Schon in Macao war die Rede davon gewesen, ihn an die Spitze sämmtlicher Missionare in China zu stellen. Hier nun in Ho-Nan wollte Herr Rameaux mit aller Gewalt seine Stelle an ihn abtreten und unter seiner Leitung arbeiten, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich; nichts konnte seine Bescheidenheit überwinden.[1])

---

[1]) Beatificationis Summarium, p. 2. nr. XVIII. pag. 79.

Da es unmöglich gewesen ist, über diesen Abschnitt seines Lebens anderswoher genügende Nachrichten zu sammeln, so müssen wir die Einzelheiten über seine Arbeiten in Ho-Nan den verschiedenen Briefen entnehmen, die er von da aus geschrieben hat. Der erste ist vom 16. August 1836 und enthält eine kurze Geschichte der Kongregation in China seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Unter den ersten Missionaren war auch ein Deutscher, Namens Müllener, später apostolischer Vikar in Se-Tschuen. Ihre Anzahl mehrte sich, als der apostolische Stuhl der Kongregation die Missionen der aufgehobenen Gesellschaft Jesu übertrug. Aber bald sollte die Quelle versiegen, aus welcher neuer Zufluß kommen mußte, da die große französische Revolution die Genossenschaft zertrümmerte, und viele Jahre verflossen, ehe sie sich wieder ordnen und neue Missionare heranbilden konnte, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Von den siebzehn Provinzen China's waren der Genossenschaft des h. Vincenz die sieben östlichen überwiesen, worin französische, portugiesische und chinesische Mitbrüder wirkten. Der einzige noch im vorigen Jahrhundert (1790) an den Hof von Peking als gelehrter Mandarin geschickte Mitbruder, Herr Lamiot, war noch am Leben, aber nach dem Martertod des ehrwürdigen Clet aus dem Reiche verbannt worden und hatte sich mit seinem chinesischen Seminare nach Macao zurückgezogen, wo er neue Missionare heranbildete und die in den innern Provinzen Wirkenden leitete. Zwei Jahre

vor seinem Tode langte dann als Erstling der neuen Missionare Herr Torrette an, um seine Ueberlieferungen zu sammeln und sein Nachfolger zu werden. Von da an hat sich die Zahl der Arbeiter so gemehrt, daß jetzt (1836) in ganz China ungefähr vierzig europäische und achtzig chinesische Priester und in jeder Provinz Priesterseminare sich befinden. Die Zahl der Christen mag eine Viertel-Million betragen. Wann wird dieser wenige Sauerteig die ungeheuere Masse von mehr als dreihundert Millionen Heiden durchdrungen haben? Da müssen wir uns bescheiden mit dem Worte des Herrn: „Es ist nicht eure Sache, die Zeit oder Stunde zu wissen, welche der Vater in seiner Macht festgesetzt hat, sondern ihr sollt Mir Zeugen sein bis an die Enden der Erde.“ [1])

„Augenblicklich herrscht tiefer Friede im ganzen chinesischen Reiche, aber die furchtbare Heuschreckenplage überzieht, mit Ausnahme von zwei Provinzen, ganz China. Unbeschreiblich ist ihre Menge, welche die Oberfläche der Erde bedeckt und alle ihnen zusagenden Gewächse, selbst die harten Bambusblätter, verzehrt. Weinend sieht man ganze Familien von den Feldern zurückkommen, weil ihnen Alles aufgefressen ist. Man beeilt sich, selbst den noch ganz grünen Mais zu sammeln, um ihn wenigstens noch als Viehfutter zu benützen. Gott erbarme sich der Armen;

---

[1]) Apostelgeschichte I, 7. 8.

denn eine grausame Hungersnoth kann nicht ausbleiben!"

Wie sehr auch Perboyre verlangte, für Christus zu arbeiten, und es als das höchste Glück ersehnte, für Christus sein Blut zu vergießen, so schien er doch in allen seinen Hoffnungen getäuscht zu werden. Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Nan-Yang-Fu, nachdem er von dem Bischof und apostolischen Administrator des Bezirks, Joachim Salvetti, die Fakultäten zur Ausübung seines apostolischen Amtes erlangt hatte,[1]) befiel ihn eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, so daß man ihn mit allen heiligen Sterbesakramenten versah. Allein auch diese Prüfung ging vorüber, und nach drei Monaten war er soweit hergestellt, daß er das Studium der chinesischen Sprache fortsetzen und bald darauf mit einem jungen chinesischen Priester seine erste Mission unternehmen konnte. Und es war dies ein schwieriges Unternehmen; denn die Christen dieses Bezirkes lebten schon lange sehr unordentlich, und die Meisten weigerten sich, bei einem benachbarten chinesischen Missionar ihrer jährlichen Pflicht nachzukommen. Aber dem Eifer Perboyre's und seines jungen Mitarbeiters konnten sie nicht widerstehen. Nach diesem ermuthigenden Erfolge widmete er sich ganz seiner apostolischen Laufbahn. Er selbst soll uns einige Einzelheiten über die Arbeiten und Beschwerden

---

[1]) Beatificationis.... Positio nr. 17. p. 10. (Summ. Pars 3, nr. XXXI § 348. p. 117.)

geben, wie er sie in einem Briefe vom 25. Sept. 1837 an den Direktor des Noviziates in Paris schilderte.

„Seit vierzehn Monaten bin ich in Ho-Nan. Einigermaßen von einer dreimonatlichen Krankheit hergestellt, begann ich mit einem jungen chinesischen Mitbruder die seelsorglichen Arbeiten für die Christen. Wir hatten mehr als dreihundert Meilen in der Länge und Breite der Provinz zu machen, um etwa fünfzehnhundert Christen in zwanzig Gemeinden zu besuchen. Dazu erforderte es ein halbes Jahr. Denken Sie sich den Längendurchmesser von Frankreich in einer Zickzacklinie durchlaufen, so haben Sie ungefähr unsern Weg. Das geht nicht ohne einige Beschwerden ab. Wir reisten zuweilen zu Fuß, meistens auf Wagen ohne Springfedern und auf Wegen, für die Niemand Sorge trägt. Gewöhnlich verließen wir Nachts eine Gemeinde und trafen Nachts in der andern ein, im Winter den Bart weiß von Reif, im Sommer das Gesicht von der Sonne verbrannt und Ohren, Hals und Stirne von der Sommerhitze geschält. Ich kann Ihnen keine Schilderung von der Lebensweise in den meisten chinesischen Herbergen machen, da sie nicht vollständig sein kann, ohne ekelhaft zu werden. Wer gierig nach Abtödtungen und Entbehrungen ist, kann dort heilige Schätze sammeln. Das beste Bett, welches man dort findet, ist eine auf der Erde oder einem niedrigen Gestell ausgebreitete Matte, und doch ruht man von den

Beschwerden des Tages gut darauf aus. Bei der Ankunft in den Herbergen wurden wir bald von der Polizei, die uns in's Verhör nahm und unsere Namen [1]) einschreiben ließ, bald von Gerichtsdienern belästigt, denen wir unser Lager abtreten mußten, um anderswo ein Unterkommen zu suchen. Daß man auf allen Reisen den Chinesen machen muß, ist nicht die kleinste Unbequemlichkeit für den europäischen Missionar. Er hält sich möglichst zurück, um sich nicht zu verrathen, und läßt die ihn begleitenden Christen reden und handeln, welche trotz der Vorsichtsmaßregeln, die Klugheit oder Furchtsamkeit eingeben, nicht selten in großer Unruhe sind, während der Missionar im Vertrauen auf den Schutz Gottes ruhigen Herzens bleibt. Wie weit die Plackereien von Seiten der Mandarinen gehen, erfuhr einer meiner Führer, der mit seinem Wagen zu einer Frohne von mehr als hundert Meilen Umweg gezwungen wurde. Auf meiner längsten Reise, die elf Tage dauerte, hatten wir keinen andern Unfall, als daß wir in's Wasser umgeworfen wurden; denn unser Weg war durch Sturm und Regen in einen Bach verwandelt worden. Wir wurden mit unserm Gepäck ganz durchnäßt, und einer der Führer trug ein blaues Auge davon. — — In der beträchtlichen Anzahl von Städten, durch die ich gekommen bin, habe ich keine besondern

---

[1]) Perboyre führte den chinesischen Namen Tong-Uan-Sio. cf. Beatificationis Positio nr. 18 p. 11. (Summ. Pars 3. n. XXXIV. § 448. p. 152.)

Merkwürdigkeiten gesehen; sie haben meist nur eine oder zwei etwas gangbare Straßen. Obgleich diese Provinz weniger Handel treibt, als manche andere, so sind die Wege dennoch immer voll von Menschen, welche Waaren auf Schiebkarren führen, auf denen sie bei günstigem Winde ein Segel aufpflanzten, oder man begegnet langen Reihen von beladenen Kameelen, Eseln und Maulthieren. Der gelbe Fluß, den ich zweimal überschritten habe, ist wegen seiner reißenden Strömung nicht schiffbar. Beim Uebersetzen auf einer großen Barke verfallen die Reisenden der Raubsucht einer Spitzbubenbande, da die großen chinesischen Flüße keine Brücken haben. Nur in Kiang=Si habe ich einige mit einem Dutzend von Bogen gefunden."

„Gewiß gehören Reisen zu den häufigen Vorkommnissen im Leben des Missionars; aber sie sind doch nur ein Zubehör, bei dem ich mich vielleicht schon zu lange aufgehalten habe. Kommen wir nun zu der Hauptsache. Ich brauche Ihnen wohl die einzelnen Beschäftigungen nicht aufzuzählen, welche das Priesteramt erfordert, sondern beschränke mich auf die hier vorkommenden Eigenthümlichkeiten. Ich erwähnte schon einen chinesischen Mitbruder, mit dem ich bisher immer zusammen gearbeitet habe. Er ist Eingeborner und hat schon Missionen gehalten, darum war er mir eine große Hülfe in der für mich neuen Thätigkeit. Da er den größten Theil der Arbeiten verrichten mußte, gebührt ihm auch die Anerkennung des größten Verdienstes. Und seine

Aufgabe war keine leichte. Zwei Predigten täglich; besondere Unterweisungen und Ermahnungen an Einzelne; offener Krieg gegen eingeschlichene Mißbräuche; vor vier Uhr Morgens aufstehen und nach zehn Uhr Nachts schlafen gehen; an einzelnen Orten ganze Nächte durch im Beichtstuhle sitzen; bei sehr schlechtem Wetter weite Krankenbesuche und Versehgänge machen; alte Abgefallene oder der Religion ganz entfremdete Christen aufsuchen und sie zu Gott zurückbringen, daß sie wieder der Messe und dem Unterricht beiwohnten und die heiligen Sakramente empfingen: Alles das hat er mit einem Eifer gethan, der sich auch in den schwierigsten Fällen nicht verläugnet hat. So haben wir mit Gottes Gnade viele Schäflein wieder zum guten Hirten zurückgebracht, und das gemeinsame Gebet, die öffentliche Gottesverehrung ist in vielen Familien wieder aufgelebt, und ganze, fast verlorene Christengemeinden sind wieder ziemlich in Ordnung gebracht. Unsere erste Sorge bei der Ankunft in einer Mission ist immer die Aufstellung einer genauen Liste aller Christen, junger und alter, guter und schlechter, damit Alle die nöthige Pflege finden. Dann fragen wir Beide zusammen Alle ab, lassen öffentlich den Katechismus aufsagen, zuerst die Kinder, um dadurch schon zu erfahren, wie es in den Familien steht, und überweisen sie an geeignete Personen, damit diese sie zum Empfange der heiligen Sakramente vorbereiten; dann die Erwachsenen ohne Ausnahme, selbst Greise, die sich nicht schämen, darin den Jüngsten

zum Beispiele zu dienen, und Eltern, denen zuweilen ihre Kinder helfen und sie zurechtweisen müssen. Darauf werden die kleinen Kinder getauft, und wir beginnen mit Beichtehören. Wohl unterrichtete Personen werden dann sofort täglich zur heiligen Kommunion zugelassen, und die Eifrigsten freuen sich, vor der Abreise des Missionars von Neuem zu derselben hinzutreten zu können. Die Prüfung und Taufe der Erwachsenen, die Firmung, welche mit Genehmigung des h. Stuhles auch einfache Priester spenden dürfen, die Trauungen, die Aufnahme in eine Bruderschaft, finden in den letzten Tagen des Besuches statt. Die Mission dauert acht, zehn oder vierzehn Tage je nach der Zahl und den Bedürfnissen des Ortes. Dann eilt man schleunigst zu einer andern, wo dieselbe Arbeit in derselben Weise sich wiederholt. Unter den Chinesen kann der Missionar mit voller Freiheit und dem ganzen Ansehen seiner Würde auftreten. In den meist kleinen und armen Gemeinden dient ein gewöhnliches christliches Haus als Wohnung und Kirche; nur in einigen Bezirken im Norden befinden sich Kapellen. In frühern Zeiten hatten die Christen in vielen Städten Kirchen, die jetzt im Besitz von Heiden sich befinden, und da die Christen ganz oder fast ganz aus den Städten verschwunden sind, so müssen wir sie jetzt auf dem Lande und in kleinen unbekannten Ortschaften zerstreut aufsuchen. Wir sind also nach dem Geiste und dem Worte des heiligen Vincenz Missionare des armen Landvolkes."

„Und auch wir selbst sind sehr arm. Wir haben für zwei Provinzen nur drei Häuser, wohin wir im Falle einer Krankheit und in den Ferien uns zurückziehen können. Dieses Jahr bin ich aus dem nördlichen Ho-Nan mit Herrn Rameaux aus dem Süden von Hu-Pe, für Jeden etwa hundert Meilen Weges, zusammengetroffen, leider nur für kurze Zeit, da eine in den Gebirgen von Hu-Kuang ausgebrochene ansteckende Krankheit den furchtlosen Missionar nicht abhalten konnte, an Ort und Stelle zu eilen, wo überdies noch ein Prozeß zwischen Heiden und Christen bei den Mandarinen anhängig war und drei europäische Missionare und vier Chinesen ihnen angegeben worden sind. Ich habe nicht die Ehre, dazu zu gehören. Nichtsdestoweniger verfolgen die Missionare ihren Weg, so lange sie nicht den Strick um den Hals und die Ketten an den Füßen haben."

„Gott sei Dank für die Fortschritte, welche die Religion in allen Provinzen des chinesischen Reiches macht! In Ho-Nan, das wohl die wenigsten Christen zählt, wurden in diesem Jahre zwanzig Erwachsene getauft, und es ist uns ein großer Trost, zu sehen, mit welcher Freude und Andacht diese Neubekehrten das Sakrament der Wiedergeburt empfangen."

„Sie sehen, Leiden und Freuden fehlen dem Glaubensboten in China nicht. Schicken Sie uns Männer wie Franziskus Xaverius, damit bald

der Tag komme, wo dieses große Reich die Erbschaft des Heiles annimmt. Erbarme Dich unser, Du Gott aller Dinge, und schau auf uns und zeige uns das Licht Deiner Erbarmungen; sende Deine Furcht über die Völker, die Dich nicht suchen, damit sie erkennen, daß außer Dir kein anderer Gott ist. Beschleunige die Zeit und denk' an das Ende, damit die Menschen Deine Wunder erzählen!" [1])

---

[1]) Eccl. XXXVI, 1. 2. 5. 10. — Annales de la Congr. T. VII. p. 144—161.

Vierzehntes Hauptstück.

Er wird nach Hu-Pe berufen.

Anderthalb Jahre hatte Perboyre in der Mission von Ho-Nan mit dem segensreichsten Erfolge gearbeitet, alle ihre Christengemeinden ein- oder zweimal besucht und sie wieder in guten Stand versetzt, da berief der Obere dieser Mission, Herr Rameaux, ihn im Januar 1838 nach Hu-Pe zurück, um ihm dort einen, wenn auch räumlich beschränktern, doch vielleicht noch mühevolleren Wirkungskreis anzuweisen. Es war ein Bezirk mitten im Gebirge, etwa drei Meilen in der Länge und zwei in der Breite, beinahe ausschließlich von etwa zweitausend Christen bewohnt und in fünfzehn Gemeinden eingetheilt, die aber keine Ortschaften bildeten, sondern hausweise in allen Richtungen verstreut waren. Um nun die Missionen abzuhalten, berief der Missionar die nächste Umgebung in das Haus, welches ihn aufgenommen, bis Alle die h. Sakramente empfangen und ihre Angelegenheiten geordnet hatten. Dann ging es zu einer andern Gruppe. Im Mittelpunkte des Bezirks besaß die Genossenschaft ein eigenes Haus, gleichsam das Pfarrhaus einer großen Pfarrei. Dort suchen den Pfarrer die Christen des ganzen Bezirks bei Tag

und Nacht zum Krankenbesuche auf, und beeilen sich sehr damit, wenn auch nur ein Anschein von Gefahr vorhanden ist. Beständig, besonders an Sonn- und Festtagen, ist dort ein solcher Zulauf von Beichtkindern, daß drei Priester Mühe haben würden, den Anforderungen zu genügen. Täglich wohnt nicht blos das fromme Geschlecht, sondern auch der Hausvater nach Möglichkeit der heiligen Messe bei, ohne Rücksicht auf Regen oder Sonnenbrand. An Sonn- und Festtagen wird die Kirche nie leer. Man beginnt mit dem gemeinsamen Morgengebet, den Gebeten des Festes und einem Theile des Katechismus. Dann folgt die heilige Messe mit Predigt und dem Unterrichte der Kinder, dem noch ein Theil des Rosenkranzes beigefügt wird. Nachmittags wird derselbe beendigt und die Kreuzwegandacht gehalten, woran sich die verschiedenen Bruderschaftsgebete anschließen. Endlich findet noch die Konferenz in folgender Weise statt: Am vorhergehenden Sonntag wird der Stoff derselben, eine Tugend oder eine Pflicht u. s. w., angekündigt, über den dann von einer Bühne herab bis zu zehn Redner sprechen. Es sind Studenten, Katecheten oder wohlunterrichtete Christen. Den Beschluß dieser einfachen Ansprachen macht dann der Priester mit einigen erbaulichen Worten an die zahlreich versammelten Zuhörer. Dazu kommen noch für den Priester außer den Beichten: Taufen, Firmungen, Trauungen, die Aufnahme in Bruderschaften, Dispensen, Untersuchung vorgefallener Streitigkeiten, Mahnungen und Zurechtweisungen

an Einzelne, selbst das Amt des Friedensrichters, dem man nicht immer ausweichen kann.

Nun noch ein Wörtchen von der Kirche. Da ist nicht zu denken an stolze Kathedralen oder auch nur an gewöhnliche Dorfkirchen, sondern viel eher an elende Landscheunen. Die Mauern sind aus Erde, der Fußboden ist nackte Erde, in der Mitte der ganzen Länge nach eine mannshohe Wand von Erde, welche die nach chinesischen Sitten und Anstandsgesetzen durchaus erforderliche Scheidewand zwischen Männern und Frauen bildet; darüber ein Strohdach; endlich ein Tisch, der als Altar dient, hinter und über dem ein Vorhang ausgespannt ist: das ist der äußere Tempel, der nur allzusehr an den Stall von Bethlehem erinnert. Und wie könnte es anders sein bei der unbeschreiblichen Armuth der Christen in diesen fast unfruchtbaren Gebirgen? Perboyre erzählt, das beim Versehen der Kranken der ihn begleitende Katechet oder der Arzt auf seine Frage über die Ursache der Krankheit beinahe immer Elend und Hunger angegeben hätten, und zwar in sogenannten guten Jahren. Brach aber ein Hungerjahr oder Verfolgung ein, so war es, als ob ein Wirbelwind die Bewohner entführt hätte, ohne daß man weiß, was aus ihnen geworden ist. In bessern Zeiten kommen sie dann wohl zurück. So starb Einer bald nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit, als ob er nur die Heimath wieder aufgesucht hätte, um sein Gewissen in Ordnung zu bringen und zu sterben. Ueberhaupt hat in China der Mis-

sionar oft Gelegenheit, die Wunder der Gnade besonders beim herannahenden Tode anzustaunen. Davon erzählt unser Seliger ebenfalls ein Beispiel. Auf einer Missionsreise schickte er seinen chinesischen Mitarbeiter nach einem Orte, wo früher eine zahlreiche Christengemeinde gewesen, um zu sehen, ob nicht dort von Neuem gearbeitet werden könne. Wirklich fand er dort einen Christen, der schon sehr alt und dem Tode nahe war. Trotz der heidnischen Umgebung hatte der Greis treu an seinem Glauben festgehalten und pries Gott für die unerwartete Gnade, die hh. Sterbesakramente empfangen zu können. Nach ein Paar Tagen verschied er im Herrn. Die von den Missionaren so sehr empfohlene Verehrung der allerseligsten Jungfrau dringt immer tiefer in die Herzen, wenn Wundrr, wie das folgende bekannt werden. Perboyre selbst erzählt es in einem Briefe an seinen Mitbruder Herrn Aladel vom 10. August 1839: „In einer Mission in Ho-Nan brachte man eine junge Frau zu mir, die seit acht Monaten wahnsinnig war und beständig zu beichten verlangte. Obwohl sie dazu unfähig war, wollte ich ihr den Trost nicht verweigern, sie anzuhören. Bevor ich sie entließ, gab ich ihr die wunderthätige Medaille der unbefleckten Empfängniß, und von dem Augenblicke an spürte sie Besserung, so daß nach vier oder fünf Tagen alle Geistesverwirrung und die entsetzlichen Schrecken, die sie in beständiger Todesangst erhielten, wobei wie ich glaube, der Teufel seine Hand im Spiele hatte, sich in gesunden Verstand,

in Ruhe und Herzensfreude verwandelt hatten. Sie beichtete dann von Neuem und empfing die h. Kommunion mit der lebhaftesten Freude und Andacht." Darauf theilt er noch einige Angaben über seine jetzigen Arbeiten in Hu-Pe mit. „Seit beinahe zwei Jahren verwalte ich hier das heilige Amt, das mir keine Zeit läßt, weder vor noch hinter mich zu schauen. Seit Mariä Geburt vorigen Jahres bis diese Pfingsten habe ich siebzehn Missionen in verschiedenen Christengemeinden gehalten und von da an noch keinen freien Augenblick gehabt. Wir haben hier eine große Anzahl Christen, die gerne oft beichten. Hätten wir an diesem Himmelfahrtsfeste tausend und mehr Personen Beicht hören können, so wäre ihnen das ganz lieb gewesen. Nach diesem Feste und meinen Jahresexercitien beginnen die Missionen auf dem Lande wieder für einen guten Theil des Jahres. Dieses Jahr haben wir hier acht Erwachsene getauft, und eine gute Anzahl bereitet sich auf diese Gnade vor. Viele lange Zeit verirrte Schafe sind zurückgekehrt. So eine Frau, die fast sechszig Jahre unter Heiden gewohnt, und ein Greis am Rande des Grabes, der vor 30 Jahren abgefallen und nun selbst das Götzenbild verbrannt hat, dem er mit seiner Familie so lange Weihrauch gestreut hatte."

Solche Erfolge in der kurzen Zeit, die der ehrwürdige Missionar in Hu-Pe zugebracht hatte, überraschten nicht bloß seine Mitbrüder, sondern auch die Christen und Alle betrachteten ihn als einen Heiligen. Die Art und Weise aber, wie

er alle Mühen und Leiden eines solchen Lebens ertrug, erschien Allen wunderbar und nur einem Heiligen möglich, dem Gott seinen besondern Schutz verlieh. In dieser armen Gegend haben die Häuser keinen Schornstein und beinahe keine Fenster, sind also dunkel und ungesund. Wird Feuer angezündet, so füllt sie dichter Rauch, welcher Brust und Augen angreift. Eine Hand voll Reis, in Wasser gesottenes Gemüse ohne Würze und oft unsauber, soll die Kräfte des überangestrengten Missionars erhalten. Für die Nacht ist sein Bett meistens ein bloßes Brett mit einer Decke gegen die Kälte, auch nach den arbeitsvollsten Tagen oder den mühseligsten Reisen. Dazu kommen noch im Sommer die erstickende Hitze jener Gegenden, Hunger und Durst und eine Plage, die sich besser denken als beschreiben läßt. Bei diesen apostolischen Wanderungen ist es den Missionaren nicht immer möglich, die Wäsche zu wechseln. Da sie nun Tag für Tag von armen, mit allerlei Ungeziefer bedeckten Leuten umgeben sind, so ist es natürlich, daß auch sie davon nicht verschont bleiben. Nach dem Beispiele einzelner Heiligen ließ Perboyre im Geiste der Abtödtung sich von demselben gleichsam lebendig verzehren und that nichts, sich von dieser beständigen Qual zu befreien. Zudem war seine Gesundheit immer schwach, und er hatte mehrere Krankheiten zu überstehen. Und als ob das Alles ihm noch nicht genüge, behandelte er seinen Leib mit großer Strenge und trug eine eiserne Kette um seine Lenden. Nie war ihm das Wetter zu schlecht, kein

Weg zu weit, keine Nacht zu finster, als daß er nicht sofort bereit gewesen wäre, dahin zu eilen, wo Jemand des Beistandes seines Amtes bedurfte.

In dem heidnischen Lande waren Missionare und Christen jeden Augenblick in Gefahr, ihres Glaubens wegen vor Gericht gestellt zu werden. Darum bemühte er sich, durch häufige Belehrungen sie dazu vorzubereiten, indem er ihnen zeigte, welch' ein herrliches Loos es sei, für Christus zu leben und zu sterben. Dazu las er ihnen auch die Leidensgeschichte der Martyrer vor, um sie zur Nachahmung solcher Vorbilder anzufeuern. Dann sah man, wie eine hohe Begeisterung ihn ergriff und ahnte sein Verlangen, ihrem Beispiele zu folgen. Auch mit seinen Mitbrüdern unterhielt er sich oft über diesen Gegenstand. So kurze Zeit vor seiner Gefangennehmung mit Herrn Baldus, wobei er sich äußerte: wenn auch die Qualen der Natur Schrecken einflößten, so würde Gott doch in solcher Gelegenheit seine besondere Gnade verleihen, sie zu ertragen. Die Frage wurde aufgeworfen, wie sie sich vor den Mandarinen zu verhalten hätten, welche auf jede Weise Zahl und Namen der Christen auszuforschen suchten, um sich ihrer bemächtigen zu können. Perboyre meinte, sie müßten dann das Stillschweigen unseres Herrn vor Pilatus und Herodes beobachten.

Bald sollte der wohlvorbereitete Streiter Christi den Kampfplatz betreten. Aber vor dem Kreuzwege sollte auch ihm die Todesangst am Oelberge nicht erspart werden. Wie dem h. Franz von Sales

schien es auch ihm, als ob er zur ewigen Verdammniß schon verurtheilt wäre. Gott hatte ihn in Finsterniß und Trostlosigkeit versenkt, die kein Lichtstrahl erhellte. Die Barmherzigkeit Gottes schien ihm verschwunden, und er sah in Gott nur den strengen Richter, den er durch seine unzähligen Sünden zum Zorne gereizt habe. Anstatt vor seinem Kruzifixe Trost zu finden, glaubte er aus den Wunden des Herrn nur Verdammungsurtheile hervorgehen zu sehen. Bei der h. Messe kam es ihm vor, als ob er wie ein zweiter Judas mit dem Leibe und dem Blute des Erlösers das Gericht der Verwerfung äße und tränke. In seiner Seele war tiefe Nacht; kein Seufzer, kein Gebet wurde erhört, und mit David konnte er ausrufen: „Meine Thränen sind meine Speise Tag und Nacht, da man täglich zu mir sagt: Wo ist dein Gott?“[1]) Schlaflos waren seine Nächte, Speise und Trank erquickten ihn nicht mehr, seine Gesundheit wurde täglich schwächer, sein Gesicht blaß und wie eine von der Sonnenhitze versengte Pflanze. Vergebens also hatte er, wie er meinte, von Kindheit an Gott gedient, vergebens die Welt verlassen, vergebens Leben und Gesundheit auf's Spiel gesetzt, vergebens die größten Opfer gebracht, — Alles umsonst! Da, in dieser äußersten Noth, nach mehreren Monaten der bittersten Todesangst, erschien ihm der göttliche Heiland am Kreuze und mit einem Blicke der zärtlichsten Liebe richtete er an ihn die Worte:

---

[1]) Psalm XLI, 4.

„Was fürchtest du? Bin Ich nicht für dich gestorben? Lege deine Finger in Meine Seite und fürchte deine Verdammniß nicht mehr.“ Die Erscheinung verschwand und mit ihr alle Angst; ein süßer Friede, den fortan nichts mehr stören sollte, erfüllte seine Seele. Und wunderbar! am folgenden Tage war auch keine Spur der Abmagerung und Kraftlosigkeit mehr zu sehen, welche ihm diese Prüfung verursacht hatte.

„Er selbst“, sagte später Bischof Baldus, „hat mir diese Erscheinung erzählt, als ob sie sich auf eine andere Person bezöge. Damit er aber nicht glaube, ich ließe mich durch seine fromme List täuschen, sagte ich ihm auf der Stelle: Ich weiß, wovon Sie reden; Ihnen selbst ist das geschehen. Seine Verwirrung und seine ausweichenden Antworten galten mir gleich einem vollen Geständnisse.“ Diese Erscheinung kräftigte und bereitete ihn zum letzten und schrecklichen Kampfe vor, der seine apostolische Laufbahn so glorreich beschließen sollte.

Fünfzehntes Hauptstück.

Ruf zum Kampfe.

Im Jahre 1794 hatte der chinesische Kaiser Kian-Lung ein Gesetz gegeben, welches die christliche Religion verbot und die Bekenner derselben, wenn sie Europäer waren, zum Tode, wenn Eingeborne, zur Verbannung verurtheilte. Durch dieses Gesetz waren schon mehrere Verfolgungen der Kirche entbrannt, unter denen die besonders heftig die vom Jahre 1805 und von 1820, welche letztere den Ehrwürdigen Clet mit der Marterpalme geschmückt hatte.[1]) Von da an jedoch genossen die Christen, besonders in Hu-Pe, ziemlich Ruhe, bis urplötzlich die Verfolgung von Neuem aufflammte. Der im Jahre 1839 zum Throne gelangte Kaiser Tao-Kuang, ein heftiger Christenfeind, ließ nämlich auf's Neue das obige Gesetz von 1794 verkündigen und gebot den Mandarinen auf's Strengste, die Ausbreitung des Christenthums zu verhindern und zu bestrafen.[2]) Die Verfolgung begann in der Stadt Nan-Kiang, wo man einige Christen aufgriff, unter welchen sich auch ein junger Mensch befand,

---

[1]) (E Mott.) Vie abrègée du Vénérable J. Gabriel Perboyre, Paris 1886. 12°. p. 59.

[2]) Beatificationis . . . Positio. nr. 23. p. 14.

der durch die Drohungen der Schergen erschreckt und durch ihre Versprechungen verleitet, seine Brüder verrieth, ihre Namen, ihren Wohnort und die Orte angab, wo sie mit den Missionaren ihre Zusammenkünfte feierten. Sofort wurde dem Mandarin von Ku-Tsching-Kien Befehl gegeben, die Einen wie die Andern zu verhaften. Ein Trupp Soldaten, von zwei Abgesandten des Vicekönigs von U-Tschang-Fu, zwei Kriegsmandarinen und einem niedern Civilbeamten geführt, wurde nach dem Aufenthaltsorte der Missionare in Tscha-Yuan-Ke'u geführt, welches ein kleines Dorf des Bezirkes Ku-Tsching-Kien, nahe bei dem Markte Kuang-In-Tam ist. Dort befand sich gerade Herr Perboyre mit seinem Mitbruder Baldus, einem Missionar der Propaganda, welcher sich auf der Durchreise durch Hu-Pe befand, dem italienischen Kapuzinerpater und späteren apostolischen Vikar dieser Provinz, Joseph Rizzolati, der vor fünf Tagen dort angekommen war,[1]) und einem chinesischen Priester, Namens Uan. Sie hatten sich versammelt, um die Oktav von Maria Geburt und das Mariä-Namensfest zu feiern. Es war am Sonntag den 15. September 1839. Die letzte Messe war eben beendet, und sie waren bei ihrem kärglichen Frühstück, als plötzlich ein chinesischer Christ, Namens Tom-Ta-Yun, in höchster Eile ihnen ankündigte, daß die Verfolgung ausgebrochen, daß hundertfünfundzwanzig Soldaten unter der Anführ-

---

[1]) Beatificationis Summ. p. 1. n. VII. § 7. p. 9.

ung der Mandarinen auf die Kirche zukämen und schon sehr nahe wären, daß keine Zeit zu verlieren sei und Alle durch eilige Flucht sich in Sicherheit bringen müßten.

Herr Baldus und Rizzolati folgten auf der Stelle diesem Rathe. Aber unser unerschrockener Diener Gottes konnte sich nicht entschließen, seine geliebte Herde zu verlassen, und suchte sich und die Andern zu überreden, daß die Gefahr nicht so nahe sei. Aber man hörte schon die kommenden Soldaten, und alle Welt floh außer ihm, der erst dann daran dachte, sich der Gefahr zu entziehen, als jede Täuschung unmöglich war und er sah, daß ein längeres Verweilen Tollkühnheit wäre. Rasch rafft er die hh. Gefäße zusammen, um sie zu verbergen und der Entweihung zu entziehen, und entweicht durch eine verborgene Thüre, gerade als die Soldaten in die Kirche eindrangen. Wüthend, zu sehen, daß ihnen ihre Beute entschlüpft war, warfen sie sich auf alles Werthvolle, was sie in der Kirche und dem Hause der Missionare fanden, verbrannten die Papiere und die meisten Bücher, und zwar mit so wenig Behutsamkeit, daß Alles in Brand gerieth, und ein Mandarin sich nur mit Mühe aus den Flammen rettete. Mehrere Gläubige, selbst eine Anzahl Schulkinder[1]) wurden gefangen und unmenschlich mißhandelt und dann in Ketten nach Ku-Tsching abgeführt, wo man gegen sie Quälereien aller Art anwandte, um sie zu zwingen, vom Glauben

[1]) Annales de la Congrég. T. VII. p. 182.

abzufallen und die europäischen Priester zu verrathen.

Mittlerweile war es dem ehrwürdigen Diener Gottes gelungen, sich in einem Bambusgebüsche nahe der Kirche zu verbergen. Als es Nacht geworden war, schlich er in das Haus des Katechisten Ly-Tsu-Hoa, um Nahrung zu sich zu nehmen, deren er nach den Mühen und der Aufregung des Tages sehr bedurfte. Dieser kürzte ihm den Bart, damit er nicht so leicht als Europäer erkannt würde, und brachte ihn für die Nacht in dem nahen Hause eines Vetters unter. Um diese guten Leute aber nicht in Ungelegenheit zu bringen, verließ Perboyre sie noch vor Tagesanbruch und verbarg sich mit seinem Diener Thomas Sin-Ly-Siam und zwei andern Christen in einem nahen Walde.

Dieser Zufluchtsort war sicher und hätte ihn gewiß allen Nachforschungen entzogen, wenn die Vorsehung, um ihn seinem göttlichen Vorbilde ähnlicher zu machen, nicht zugelassen hätte, daß auch er von einem der Seinigen verrathen wurde. An diesem zweiten Tage der Flucht war Perboyre in diesem Walde so erschöpft angekommen, daß er gänzlich unfähig war, weiter zu gehen. Als die Häscher, welche seine Spur hitzig verfolgten, zu diesem Walde gekommen waren, trafen sie dort den Katechismusschüler[1]) Kiung-Lao-San und erkundigten sich bei ihm, ob er nicht einen Euro-

---

[1]) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. 1842. 1. Heft. Köln. 8°. S. 11 f.

päer gesehen habe? Er sei das Oberhaupt der Religion des Herrn des Himmels.[1]) „Und wie viel hat man dem verheißen, der ihn überliefert?" Man würde ihm dreißig Taels geben.[2]) „Wohlan! dieser Mann ist der Europäer, den ihr suchet," erwiderte der chinesische Judas, indem er auf den Priester zeigte, der ihm sein Leben anvertraut hatte. Nichts fehlte diesem schändlichen Handel als der Judaskuß. Perboyre hatte das Glück, sein bitteres Leiden wie das unseres göttlichen Heilandes anfangen zu sehen: auch für ihn fand sich ein Ischarioth, der seinen Meister für dreißig Silberlinge verkauft hat.[3]) Sein Diener Thomas und die zwei andern Christen wollten ihn gegen die beiden Soldaten vertheidigen, aber Perboyre, eingedenk seines Vorbildes, der dem h. Petrus im Garten Gethsemani den Gebrauch des Schwertes verbot, wollte auch nicht, daß sie Gewalt gebrauchten. Alle Christen, die sich in diesem Walde verborgen hatten, mit Ausnahme eines Einzigen, fielen mit ihm in die Gewalt der inzwischen herbeigeeilten Soldatenschaar. Wie Raubvögel über eine Taube stürzten sie auf ihn ein und wollten auch noch erfahren, wo die andern Priester sich verborgen hätten. Da er antwortete, er wisse es nicht, so schlugen sie ihn grausam, zerrten ihn an seinem Haarzopf und schleppten ihn auf die Höhe des Berges. Dort rissen sie ihm seine Klei-

---

[1]) So nennen die Chinesen die christliche Religion.

[2]) Ein Tael ist ungefähr sieben Mark.

[3]) Math. XXVI, 15.

der herunter, wofür sie ihm einige schlechte Lumpen gaben, banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn mit Ketten beladen nach Kuang-In-Tam. Mit Geduld und Heldenmuth ertrug er ihre Mißhandlungen, ohne eine Klage oder einen Schmerzenslaut auszustoßen. Der bürgerliche Mandarin Liu, vor den er gebracht wurde, fragte ihn, ob er Europäer und Haupt der falschen Religion der Christen sei? Ohne die neuen Qualen und vielleicht den Tod zu fürchten, dem seine Antwort ihn aussetzen konnte, erwiderte er sofort: „Ich bin Europäer und katholischer Missionar,“ und bat ihn, ihm seine Kleider wieder geben zu lassen, was er ihm auch bewilligte. Darauf ließ er ihn mit den Händen an einem Galgen aufhängen, so daß die Füße den Boden nicht berührten. Am Abend wurde er, mit neuen Ketten beladen und an Händen und Füßen gefesselt, zu einem Heiden gebracht, welcher wegen seiner äußersten Grausamkeit der dreifache Tiger genannt wurde. Hier wurden ihm an ein niedriges Bänkchen die Füße fest angeschlossen, damit er nicht entfliehen könne und acht der wohlhabendsten Einwohner des Ortes, die deswegen weniger leicht geneigt waren, ihm für Geld zur Flucht behülflich zu sein, mußten ihn die ganze Nacht bewachen. Schweigend pries er innerlich Gott, daß Er ihn würdigte, in dieser ersten Nacht seiner Gefangenschaft ähnlich wie sein Meister behandelt zu werden. Die mitgefangenen Christen, welche von den Soldaten in einem andern Hause bewacht wurden, hatten Gelegenheit, in der Nacht zu ent-

fliehen, weil Jene, von dem geraubten Meßweine trunken, in Schlaf versunken waren.

Die erste Nachricht von der Gefangennehmung unseres Seligen nach Europa gab Hr. Torrette von Macao den 4. Januar 1840 an den General-Superior Nozo, worin er voraussagte, daß er das Schicksal des ehrwürdigen Clet haben und erdrosselt werden würde.[1])

Am frühen Morgen, Mittwoch den 17. September, sollten die Soldaten ihren Gefangenen mit Ketten beladen nach der ziemlich weit entfernten Stadt Ku-Tsching-Kien bringen. Aber der ehrwürdige Dulder, dessen Kräfte durch die Mißhandlungen des vorigen Tages, die schlaflose Nacht, durch Hunger und Ermüdung erschöpft waren, war nicht mehr im Stande, die Reise zu Fuß zu machen. Mit äußerster Anstrengung hatte er sich bis zu dem öffentlichen Platze geschleppt, wo ihn eine gehässige Menge umringte und mit Hohn und Beschimpfungen überhäufte, als ein Heide, Lie'u-Kiun-Lin, der Vorsteher eines benachbarten Dorfes, ein anderer Simon von Cyrene, wie das Breve der Seligsprechung sagt, bei dem jämmerlichen Anblick von Mitleid gerührt wurde und die Erlaubniß begehrte und erhielt, ihn auf seine Kosten für siebenhundert Sapeken[2]) in einer Sänfte nach der Stadt tragen zu lassen und ihn selbst dahin begleitete. Diese gute Handlung sollte nicht unbelohnt bleiben. Für

---

[1]) Annales de la Congr. Tome VI. p. 242. Par. 1840.
[2]) Etwa zwei und eine halbe Mark.

den Augenblick dankte der tiefgerührte Gefangene seinem Wohlthäter; später aber werden wir sehen, wie er nach seinem Tode diese Wohlthat mit einer größeren vergalt.

Nachdem man den mit Ketten beladenen Bekenner ins Gefängniß geschleppt hatte, wüthete gegen die Christen in Hu-Pe die heftigste Verfolgung. Die grausame Habgier der Mandarinen, der Soldaten und aller derjenigen, welche vor keiner Niederträchtigkeit zurückschreckten, auch wenn sie sich in Blut und Koth versenken mußten, um nur auf dem Grunde Gold zu finden, stürzte sich auf das unglückliche Land. Die in Furcht gesetzten Gläubigen sahen sich von allen Seiten gehetzt und gequält, und sehr Viele ließen all ihr Hab und Gut im Stich und zogen nach entfernten Gegenden, um dort gegen die Verfolgung eine Zufluchtsstätte zu finden und ihrem Glauben gemäß sicher leben zu können.[1])

Nach seiner Ankunft in Ku-Tsching-Kien erschien Perboyre zuerst vor einem Kriegsmandarinen, der ihn fragte, wer er sei und warum er in China eingedrungen sei. „Ich bin Europäer," erwiderte er, „und hieher gekommen, um den wahren Glauben zu verkündigen und die Menschen zu ermahnen, das Böse zu fliehen und das Gute zu thun." Auf den Mandarin machte dieses feierliche Glaubensbekenntniß keinen Eindruck, und er erklärte seine Angabe für falsch; er habe keinen andern Zweck,

---

[1]) Jahrbücher. Köln. 1842. H. 1, S. 12.

als die Chinesen zu betrügen. Auf diese Schmähung antwortete der Diener Gottes kein Wort. Ebenso begnügte er sich, die Aufforderung, seinen Glauben zu verläugnen, mit einer verneinenden Hauptbewegung abzulehnen. Der durch sein Stillschweigen erzürnte Mandarin ließ ihm von den Schergen Backenstreiche und hundert Stockschläge geben und ihn in's Gefängniß werfen. Aber auch hier ließ man seinem gemarterten und geschwächten Körper keine Ruhe und fügte noch neue Quälereien hinzu, die der edelmüthige Bekenner mit bewunderungswürdiger Sanftmuth und Geduld ertrug.

Am folgenden Tage mußte er sich vor einem bürgerlichen Mandarin zu einem neuen Verhöre stellen. Unter den den Missionaren weggenommenen Sachen befanden sich auch einige gottesdienstliche Gegenstände. Der Mandarin ließ sie herbeibringen und fragte, wozu der Kelch, das Meßbuch, die hh. Gewänder und Alles, was zum h. Meßopfer gehört, dienten. Er antwortete, daß man sie brauche, um ein Opfer zur Ehre Gottes darzubringen. Und da man ihn fragte, ob er Europäer und Haupt einer falschen und gottlosen Sekte sei, sagte er: „Ich bin Europäer und Missionar, aber nicht einer falschen und gottlosen Sekte, sondern der einzig wahren Religion.“ Der Mandarin zeigte ihm darauf die Büchse mit den hh. Oelen und fragte ihn, ob sie nicht das Wasser enthielte, das er aus den Augen ausgepreßt habe, die er den Kranken ausgerissen habe? „Nie,“ erwiderte er,

„habe ich ein solches Verbrechen begangen." Diese lächerliche Beschuldigung kehrt oft in den chinesischen Verhören der Christen, besonders der Priester wieder, weil die Chinesen vorgaben, nur mit Hülfe dieses Augenwassers könnten die Europäer ihre Gemälde mit lebhaften Farben herstellen und sie gebrauchten es auch zu allerhand Zaubermitteln.

Gleichzeitig mit ihm hatte der Mandarin eine christliche Jungfrau, Namens Anna Kao, vorführen lassen, die in derselben Verfolgung gefangen worden war. Bei dieser Gelegenheit beschimpfte er den Diener Gottes in gemeiner Weise, der auf seine schändlichen Fragen zu antworten sich begnügte, daß die Missionare und die christlichen Jungfrauen Keuschheit gelobten und beobachteten, daß sie getrennt ihre Obliegenheiten versähen, daß die Jungfrauen nicht zum Dienste der Missionare zugelassen würden, und daß sie von Männern bedient würden, welche sie auf ihren Reisen begleiteten. Darauf versuchte der Mandarin, ihn zur Verläugnung seines Glaubens zu bringen, indem er ein Kruzifix auf den Boden legte und ihm befahl, es mit Füßen zu treten. Aber der muthvolle Bekenner sagte ihm: „Bis in den Tod werde ich mich weigern, meinen Glauben zu verläugnen und das Kruzifix mit Füßen zu treten." „Aber," fügte der Mandarin bei, „wenn du nicht abschwörst, so tödte ich dich." „Sehr wohl," erwiderte er, „es ist ein Glück für mich, für meinen Glauben zu sterben." Daraufhin erhielt er auf

Befehl des Mandarins vierzig Streiche mit einem ledernen Riemen auf die Wangen, wodurch sein Gesicht schrecklich zerschlagen und entstellt wurde. Dann führten die Schergen ihn in's Gefängniß zurück.

In einem weitern Verhöre fragte ihn der Richter, auf welchem Wege er in's Land gekommen sei? Er antwortete kurz: „Durch Nam-Chan.“ — „In welchen Christenhäusern bist du eingekehrt? — Er schwieg. In welchen Orten hast du gepredigt? Wie viele Personen hast du zu deiner Religion herübergezogen? Sind Alle, welche deine Predigten gehört haben, zu deiner Religion übergetreten? Sind andere christliche Priester in China?“ Auf alle diese Fragen antwortete er nur: „Ich weiß bloß von mir selbst.“ „Welche Vortheile hoffest du aus der Predigt des Christenthums zu ziehen?“ — „Ich ermahne die Menschen, Gott zu erkennen und ihm zu dienen, um durch die Uebung guter Werke das ewige Leben zu erwerben und die ewigen Strafen derer zu vermeiden, welche Böses thun.“

Nach diesem Verhör und den grausamen Mißhandlungen, die ihm dennoch weder ein Zeichen noch ein Wort der Schwäche hatten entreißen können, schien es, als ob Gott mit solchen Beweisen der Liebe zufrieden, ihm seine Belohnung in seligem Tode, den er so glühend ersehnt hatte, gewähren wolle. Aber nein, größere Kämpfe sollten hienieden seiner noch harren, damit eine um so herrlichere Krone dort oben seiner warte. Dreiunddreißig Tage

hatte er unter verhältnißmäßig milder Behandlung hier zugebracht, als man beschloß, ihn nach Siang-Yang-Fu, einer Stadt ersten Ranges und hundertvierzig Meilen entfernt, zu senden. Die Reise geschah zu Wasser auf dem Han-Kong und war für den Diener Gottes Gelegenheit zu neuen Leiden. An Händen und Füßen gefesselt, mit dem rothen Rocke schwerer Verbrecher bekleidet und mit auf die Schultern herabfallenden Haaren des aufgelösten Zopfes[1]) warfen sie ihn in eine Barke, getrennt von den übrigen christlichen Gefangenen. Indeß man diesen Speise und Trank nach Nothdurft zukommen ließ, verweigerte man ihm beharrlich Beides während der ganzen Dauer dieser langen Fahrt.

Nachdem er in Siang-Yang-Fu angekommen, blieb er mehrere Tage in einem schauerlichen Gefängnisse eingesperrt, wo weder Unbilden noch Mißhandlungen ihm erspart blieben. Am bestimmten Tage wurde er vor den Richterstuhl des Stadtobersten geführt, der im Verhör ihm dieselben Fragen stellte, ob er Europäer und katholischer Missionar sei und warum er nach China gekommen? und erhielt dieselben Antworten. Darauf verlangte der Mandarin, er solle das vor ihm liegende Kruzifix mit Füßen treten, aber der Diener Gottes antwortete fest und einfach: „Nie werde ich das thun.“ Da der Oberste sah, daß seine Drohungen fruchtlos waren, glaubte er durch Vorstellungen mehr auszurichten, wie man sie auch

[1]) Beatificationis . . . Positio nr. 36. p. 19.

in Europa von glaubenslosen sogenannten Gelehrten unserer Tage hört: „Was kannst du," sagte er, „mit der Anbetung deines Gottes gewinnen?" — „Das Heil meiner Seele," erwiderte der Bekenner, „den Himmel, wohin ich nach meinem Tode zu gelangen hoffe." „Unsinniger!" rief der Mandarin, „hast du den Himmel je gesehen?" Und dann sich zu den andern christlichen Gefangenen wendend: „Ich will euch sagen, was der Himmel und die Hölle ist. In diesem Leben Reichthümer und Ehren genießen, das ist der Himmel; dagegen, wie ihr heute, zu einem armen, leiden- und elendvollen Leben verdammt zu sein, das ist die Hölle." Nach diesen eines Epikur würdigen Worten hob er die Sitzung auf und ließ den Glaubensbekenner in's Gefängniß zurückführen.

Zehn Tage nachher wurde er vor einen Mandarin erster Klasse der Stadt geführt, der ihn mit Mäßigung behandelte und sich mit der Frage begnügte, vor wie langer Zeit er in China angekommen sei? Perboyre beantwortete diese verfängliche Frage ausweichend in einer den Angelegenheiten der Religion unschädlichen Weise. Nach den Landesgesetzen mußte er nun vor dem höchsten Gerichtshofe der Stadt erscheinen, und dort erwartete ihn ein weit heftigerer Sturm, als die waren, welche er bisher auszuhalten hatte. An Leib und Seele, in seinem christlichen Glauben und seiner Menschenwürde sollte er dort gemartert werden. Der Vorsitzende dieses Gerichtes und der höchste Richter dieser Stadt, Namens Tao-

Tai, überließ sich ganz seinem Hange zur Grausamkeit. Oft ließ er ihm mit einer Art Sohle von dreifach übereinander gelegtem Leder Backenstreiche geben, so daß sein Gesicht in schrecklicher Weise aufgeschwollen und entstellt wurde und er häufiges Blut ausspie. Dann ließ er ihn an einem Folterwerkzeuge, Hang-tse genannt, mit den vereinigten Daumen beider Hände und dem Zopfe aufhängen, so daß die Füße die Erde nicht berührten, und noch von den Schergen den ganzen Körper schütteln, obwohl die geringste Bewegung in dieser Stellung die grausamsten Schmerzen verursachte.[1]) Oder er zwang ihn bis zu vier Stunden lang, mit bloßen Knieen und Füßen in den bittersten Peinen auf eisernen Ketten zu knieen. Der ehrwürdige Martyrer ertrug diese scheußlichen Qualen nicht bloß mit Standhaftigkeit, sondern mit heiterer Miene und ohne einen Klagelaut. Unterdessen überschüttete der grausame Richter ihn noch mit Hohn und Vorwürfen: Seine Religion wäre falsch; er wäre die Ursache, daß die chinesischen Christen so viele Uebel ausstehen müßten und in Gefangenschaft schmachteten; warum der Gott, dem er diene, es nicht verhindert hätte, daß er in seine Hände gefallen sei und daß man ihm so viele Peinen anthue? Die europäischen Priester schlichen sich deswegen in China ein, um ein leichtes und angenehmes Leben zu führen, denn man habe sie bisher nichts leiden lassen; aber er würde sie so behandeln, daß sie

---

[1]) Annales de la Congr. T. VI. p 256. Par. 1840.

die Lust verlieren sollten, noch ferner in dieses Land zu kommen u. s. w.

Da der Tyrann nun sah, daß alle seine Drohungen und die Peinigungen, die er dem Leibe seines Schlachtopfers anthat, nicht den gewünschten Erfolg hatten, schlug er in ausgesuchter Bosheit einen andern Weg ein, um durch Seelenqualen ihn zu überwinden. Er begann damit, ihm zu befehlen, das Kruzifix mit Füßen zu treten und dadurch seinen Glauben zu verläugnen. Aber offen und fest erklärte der Martyrer, er wolle lieber sterben, als gehorchen. Darauf griff er durch eine schändliche Anschuldigung seine Ehre an, indem er ihn anklagte, er habe unkeuschen Umgang mit der Jungfrau Anna Kao, die mit ihm dasselbe Verhör bestand und dieselben Martern erlitt. Er stellte sich, als ob er dem würdigen, aber nachdrucksvollen Widerspruche des keuschen Missionars keinen Glauben schenke, und unterwarf ihn einer Untersuchung, die peinlicher war als der Tod. Gott ließ diese Schmach ohne Zweifel zu, um die Glorie seines Dieners zu erhöhen; denn seine Unschuld ging siegreich daraus hervor, und seine Richter mußten zu ihrer Schande selbst gestehen, daß er die Krone seiner Jungfräulichkeit unbefleckt bewahrt hätte. Der Schmerz aber, den seine gefühlvolle Seele bei dieser Gelegenheit empfand, war so heftig, daß er beinahe sein Bewußtsein verlor, und daß selbst sein Leben in Gefahr zu schweben schien. Nothgedrungen mußte deswegen der Tyrann, damit ihm seine Beute nicht entschlüpfe, seine Grausamkeiten ein-

stellen und damit endigten die Prüfungen unseres Leidenden in Siang-Yang-Fu.

Sechszehntes Hauptstück.

Kampf in U-Tschang-Fu.

Ein Monat war verflossen unter diesen verschiedenen Verhören, in welchen der Bekenner seine heldenmüthige Standhaftigkeit bewährt hatte. Nun beschlossen seine Richter, ihn nach U-Tschang-Fu, der Hauptstadt der Provinz Hu-Pe, zu schicken, um dort sein Endurtheil zu empfangen. Der Weg betrug ungefähr hundert und vierzig Meilen, den er mit zehn Christen und der Jungfrau Anna Kao, die Dank seinem Beispiele und seinen Ermahnungen beharrlich und standhaft im Bekenntnisse ihres Glaubens geblieben waren, gemeinsam zu Schiff zurückzulegen hatte. Er genoß keinen andern Vorzug vor ihnen, als den einer noch schlechtern Behandlung. Sie wurden in eine Barke geworfen, mit Fesseln am Halse und an Händen und Füßen. Zudem hing ein etwa drei Spannen langer Eisenstab, oben an dem eisernen Halsbande befestigt, über die Brust bis unter den Magen herab, an dem die Arme und Hände senkrecht befestigt waren. Man kann sich leicht vorstellen, wie peinlich diese Reise für den ohnehin schon so leidenden Diener Gottes war. Bei der Ankunft in U-Tschang-

Fu wurden die Gefangenen einem kleinen Mandarin vorgeführt, der ihre Namen aufschrieb, und von da in ein Gefängniß geschleppt, welches für die schwersten Verbrecher bestimmt war.

Was Perboyre an einem so schrecklichen Orte zu leiden hatte, ist unbeschreiblich. Alles vereinigte sich, um auch die heldenmüthigste Geduld zu erschöpfen und das Gefängniß zur Hölle zu machen. Wie Geier stürzten sich die Wächter auf die neuankommenden Gefangenen und verfolgten sie mit den ausgesuchtesten Quälereien, um Geld von ihnen zu erpressen oder ihre Freunde zu zwingen, ihre unersättliche Habsucht zu befriedigen.[1]) Sie schnürten ihnen die Arme mit Stricken so stark, daß das Blut an den Fingerspitzen herausdrang; die Speisen waren ungenügend, schlecht und unsauber, und da man ihnen nie erlaubte, zur Verrichtung der natürlichen Bedürfnisse hinauszugehen, so mußten sie beständig in diesem Unrath liegen und den Pestgestank einathmen; ja man hielt Perboyre längere Zeit mit dem Kopfe über das unsaubere Gefäß, das zur Aufnahme desselben bestimmt war. Dazu erzeugte dieser verwesende Schmutz Haufen von Würmern und unzählige abscheuliche Insekten, welche die unglücklichen Gefangenen fast bei lebendigem Leibe auffraßen und ihre Kleider anfüllten. Härter als dieses Alles aber war dem frommen Missionar der Aufenthalt unter der Schaar der Verbrecher, die ohne Zucht und Scham sich ihrer Laster rühm-

[1]) Beatificationis. . . . Positio nr. 37. p. 19.

ten, und deren Mund von schmutzigen Reden, Flüchen, Verwünschungen und Gotteslästerungen überfloß. Dem qualvollen Tage folgte eine leidenvolle Nacht. Um Fluchtversuche zu verhindern, schloß man einen Fuß in eine Art von hölzernem Schraubstock, der an der Mauer befestigt war. Eine so unmenschliche Maßregel vermehrte noch die Strenge der Gefangenschaft, indem in dem zusammengepreßten Gliede der Blutumlauf gehindert wurde und es also erstarrte, indeß dem so Angeschlossenen jede Freiheit der Bewegung unmöglich und dadurch seine Lage höchst peinlich wurde. Die Folgen dieser Behandlung blieben nicht aus. Ein Theil seines Fußes faulte ihm ab, und eine Zehe verdorrte ihm ganz. Die unverwüstliche Geduld, mit welcher er diese wie alle andern Peinen ertrug, erregten die Bewunderung seiner Mitgefangenen und verschaffte ihm selbst die Zuneigung der Wächter, welche ihn unangeschlossen lassen wollten. Da er aber bemerkte, daß die andern Gefangenen darüber murrten und unpassende Reden führten, verlangte er, wie alle Andern behandelt zu werden, indem er sagte, er wolle auch diese Qual noch gerne aus Liebe zu Gott ertragen, und so blieb er neun Monate lang bis zum Tode auch dieser Marter noch unterworfen.

Die Hauptstadt U-Tschang-Fu selbst sollte die Kämpfe und Siege des unüberwindlichen Streiters Christi sehen; hier sollte seine Liebe zu Gott die schrecklichsten Prüfungen bestehen; hier sollte er die Palme des Marterthums erringen. Die

ganze Hölle schien gegen ihn entfesselt, um ihm die wüthendsten Angriffe zu liefern; aber die Kraft von Oben lieh ihm auch überreichen Beistand, um in dem langen und grausen Kampfe zu siegen. Das erste Verhör war vor dem peinlichen Gerichtshofe und dem höchsten Mandarin. Dieser fuhr ihn sofort mit den Worten an: „Da du Europäer bist, warum hast du dein Land verlassen und bist nach China gekommen?“ — „Ich habe diese Reise angetreten, um die christliche Religion in diesem Lande zu verbreiten.“ — „Das konntest du in Europa thun, ohne nach China zu kommen, was der Kaiser verboten hat und wo die Völker, die in einer großen und edlen Religion unterrichtet sind, die christliche Religion nicht bekennen können.“ Da Perboyre darauf nicht antwortete, drängte ihn der Mandarin, seine Religion abzuschwören, und ließ auf seine entschiedene Weigerung hin, um ihn durch Schmerzen dazu zu vermögen, ihn mehrere Stunden lang auf eisernen Ketten und spitzen Scherben knieen.

Während dieser Zeit wurde ein anderer Christ an ihm vorbeigeführt, der ihn um die priesterliche Lossprechung bat. Perboyre ertheilte sie ihm vor der ganzen Versammlung und verwaltete so sein Richteramt der Barmherzigkeit vor den Augen der grausamen Richter der Ungerechtigkeit. Dieser Glaubensbekenner hieß Stanislaus Tem-Ting-Fu und war bald nach Perboyre verhaftet worden. Er war ein musterhafter Christ und selbst bei den Heiden so beliebt, daß sie über

seine Gefangennehmung Thränen vergossen. Von Richterstuhl zu Richterstuhl, von Gefängniß zu Gefängniß wurde er geschleppt, mit einem andern, erblindeten Christen durch Halsketten zusammengefesselt, mehr als zweihundert Meilen weit, monatelang, immer furchtlos seinen Glauben bekennend; in Hunger und Durst, Regen und Kälte, von den Richtern in's Gesicht geschlagen und auf alle Art gepeinigt und von den Häschern und Gefängnißwärtern fortwährend mißhandelt. Alles das trug er mit ungeschwächter Geduld ohne ein Wort der Klage und tröstete noch seinen blinden Leidensgenossen: „Wir sind Sünder; nehmen wir diese heilsame Buße an!“ So traf er mit Perboyre zusammen, von den Entbehrungen und Foltern der Mandarinen in häufigen Verhören schon so erschöpft, daß er nur auf Hand und Fuß kriechend vor den Richterstuhl gelangen konnte. Bei einem dieser Verhöre hatte er das Glück, die Lossprechung zu erhalten und starb drei Tage darauf im Gefängnisse in Folge der erlittenen Mißhandlungen als Martyrer für seinen Glauben.[1]) Wie man sich erzählte, sollen an seinem Grabe Wunder geschehen sein. Auch noch einen andern Christen absolvirte Perboyre einmal in Gegenwart der Richter.

Bald darauf erschien Perboyre vor demselben Mandarin zum zweiten Verhöre, um anzugeben, warum er nach China gekommen sei? „Nicht um Reichthümer, Ehren, Beifall oder

[1]) Jahrbücher. Köln 1841. Heft 3. S. 71 ff.

Freuden, sondern nur um für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu wirken." — „Aber da du jetzt mit Ketten beladen bist und so viele Qualen leiden mußt, reut es dich ohne Zweifel?" — „Ich bereue es nicht nur nicht, sondern betrachte es als eine große Ehre für mich, diese Ketten und Martern zu tragen."

Nach diesen zwei Verhören vor dem peinlichen Gerichtshofe wurde der Diener Gottes vor das bürgerliche Gericht gestellt. Auf ähnliche Fragen, wie die früher angeführten, gab er dieselben Antworten und weigerte sich entschieden, andere Priester und Christen anzugeben. Man versuchte daher, ihn durch neue Qualen zu zwingen. Er mußte von Neuem auf eisernen Ketten knieen und ein schweres Stück Holz mit aufgehobenen Armen von neun Uhr Morgens bis zum Abend tragen, und ließ er vor Ermattung die Arme sinken, so hatten die Schergen Befehl, ihn sofort hart zu schlagen. Nach dieser langen Folter kehrte er in's Gefängniß zurück. — Ein andermal warf ihm der Mandarin mit Heftigkeit vor, daß er durch seine Vorspiegelungen das Volk betrogen und die Christen, welche mit ihm vor Gericht ständen, in solche Noth gebracht habe. Dann befahl er diesen, ihn anzuspeien, zu verwünschen, zu schlagen und die Haare auszureißen. Fünf von ihnen waren feige genug, abzufallen und ihn zu mißhandeln, unter diesen selbst einer seiner Katecheten. Die Andern aber blieben fest und trauerten mit ihm über den Abfall der Unglücklichen.

Das Erste, was Perboyre jedesmal, wenn er in's Gefängniß zurückgebracht wurde, that, war, aus tiefster Seele Gott Dank zu sagen für die Stärke, die Er ihm verliehen, und ihn zu bitten, seinen Muth bis zum Ende aufrecht zu erhalten. Dann betete er für seine Peiniger und betrachtete oft die Leiden, welche der Heiland für die Menschen auf sich genommen hatte. Wenn die Richter ihn entmuthigt und seine Kraft gebrochen zu haben glaubten, erholte er sich wieder im Gebete, wie eine welkende Pflanze, die der frische Thau neu belebt. Unablässig empfahl er sich seiner Mutter Maria, seinem Schutzengel, den h. Martyrern und allen Heiligen Gottes.

Wohl bedurfte er jetzt mehr als je der Kraft von Oben. Hatte er auch von den verschiedenen Mandarinen Schmach und Qualen erlitten, so wurde er jetzt vor den Vicekönig von U-Tschang-Fu, Namens Tschu-Tien-Kia gebracht, der seine Geduld auf viel härtere Proben stellen, ihm aber auch die glorreichsten Triumphe bereiten sollte. Dieser Tiger in Menschengestalt stand in ganz China im Rufe der Grausamkeit. Die ihm vorgeführten Verbrecher versetzten ihn in solche Wuth, daß er sich mit ungezügelter Wildheit persönlich an ihnen vergriff. Man erzählte von ihm, daß er zuweilen, Rang und Würde vergessend, sich auf die Angeklagten stürzte und ihnen mit eigenen Händen die Augen aus dem Kopfe riß. Standen aber Christen vor seinem Richterstuhl, so kannte seine Wuth keine Grenzen mehr; denn gegen sie trug er einen höllischen Haß und hatte ge-

schworen, sie in seiner Provinz gänzlich auszurotten. Vor ihm erschien nun der arme Dulder und erklärte sofort unerschrocken, daß er Priester sei, und bekannte seinen Glauben mit würdevoller Festigkeit. Zuerst wurde ein den Missionaren geraubtes, sehr gut gemaltes Muttergottesbild gebracht, und der Vicekönig beschuldigte ihn, daß er einer von den Heiden allgemein geglaubten Verläumdung nach, den Kranken die Augen ausgerissen habe, um daraus die Farben zu verfertigen. Zur Strafe für seine entschiedene Erklärung, daß er eine solche Abscheulichkeit nie begangen habe, wurde er an den Haaren aufgehängt und blieb in dieser Lage mehrere Stunden. Unmöglich ist es, all' die ausgesuchten Martern aufzuzählen, welche der Vicekönig ersann, nicht um die Beweise für ein regelmäßiges Gerichtsverfahren zu gewinnen, denn diese lagen klar und vollständig vor. Perboyre gestand bereitwillig, er sei Europäer, er sei Missionar, eines der Häupter der christlichen Religion und habe dieselbe mehrere Jahre in Hu-Pe gepredigt. Der Vicekönig wußte das Alles sehr gut, denn auch die andern gefangenen Christen hatten das der Wahrheit gemäß ausgesagt. Aber das war es nicht, was er wollte, sondern den Diener Gottes zwingen, den ihm verhaßten Christengott zu beschimpfen und zu verläugnen und die Priester und Christen zu nennen, welche er kannte. Einmal heftete man ihn mit den Händen an ein Kreuz, woran er so schwebend von neun Uhr Morgens bis zum Abend blieb. Ein anderes Mal ließ der

Richter ihm mit glühendem Eisen die Zeichen: „Sie Kiao Ho Tschang, Verbreiter einer schlechten Religion“ auf die Stirne brennen.[1]) Wieder band man ihn an eine Maschine, zog ihn mit Stricken in die Höhe und ließ ihn plötzlich mit voller Wucht auf den Boden fallen, so daß der ganze Körper zerquetscht und die Glieder verrenkt wurden. Bald wurde er, auf eisernen Ketten knieend, mit den Haaren an einem Galgen aufgeknüpft, die kreuzweise ausgespannten Arme durch Stricke ausgerenkt und an ein Stück Holz gebunden, während man zugleich einen Balken auf seine Waden legte, an dessen Enden zwei Schergen sich schaukelten und ihm so die grimmigsten Schmerzen verursachten. Zur Abwechslung ließ man ihn sich auf einen sehr hohen Stuhl setzen, so daß die Füße die Erde nicht berühren konnten. Dann schnürte man ihm mit Stricken die Schenkel fest und hing schwere Steinmassen an seine Füße, wodurch die Kniee fast ausgerenkt wurden, oder man band ihn auf eine niedrige Bank und zog scharfe Steine unter den Fußsohlen durch, welche dieselben zerfleischten. Unter allen diesen langwierigen und grausamen Qualen blieb der Dulder ruhig und heiter; kein Schmerzensschrei, keine Klage kam über seine Lippen; in seinem Angesichte spiegelte sich vielmehr die Freude ab, welche sein Herz erfüllte.[2])

---

[1]) Henrion, Allgemeine Geschichte der kathol. Missionen. Schaffhausen. 1852. 8. Band 4, S. 741.

[2]) Memoires de la Congrégation de la Mission. Paris. 1866. 8. Tome VIII. p. 586. (Liv. III. Chine.)

Waren dann Richter und Henkersknechte ermüdet, so mußten Letztere ihn in einem Tragkorbe in's Gefängniß zurücktragen; denn alle seine Glieder waren verrenkt und er so kraftlos, daß er weder gehen noch stehen konnte.[1]) Dort angekommen, wurden nach chinesischem Brauch auch noch seine Wunden mit Salz eingerieben. Auch damit hatte er noch keine Ruhe. Trotz seines todesmatten Zustandes hatten die Richter eine entsetzliche Furcht vor ihm; denn sie waren überzeugt, daß er ein großer Zauberer sein müßte, weil alle ihre Martern keinen Eindruck auf ihn zu machen schienen. Um nun seine Zauberei zu entkräften, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Gelehrten, welche ihnen anriethen, ihn frisches, noch dampfendes Hundeblut trinken zu lassen. Die ärztliche Fakultät von U-Tschang-Fu hielt nämlich warmes Hundeblut für ein Universalmittel gegen jede Zauberei.[2]) Perboyre schien dem Tode nahe vor Erschöpfung. Darum ließ der Vicekönig ihn einen Monat lang in Ruhe, damit der Gefolterte wieder einige Kräfte sammle, und er um so länger seine unersättliche Wuth an ihm auslassen könnte.

Nach Verlauf dieses Monats erschien Perboyre wieder vor seinem Peiniger, der ihn abermals auf die Folter spannen ließ und ihn aufforderte, an-

---

[1]) Beatificationis . . . Positio n. 43. p. 22. (Summ. p. 1. nr. XII. § 171. p. 60 und Summ. p 3. nr. XXXI. § 401. p. 131.)

[2]) Henrion. Geschichte der katholischen Missionen. Band 4, S. 742.

zugeben, auf welchem Wege er in das Innere China's eingedrungen sei, in welchen Häusern er sich aufgehalten und welche Personen ihm behülflich gewesen. Aber er beobachtete Stillschweigen, da er wußte, daß die geringste Aussage die übrigen Missionare und Christen den grausamsten Erpressungen, Verfolgungen und Quälereien ausgesetzt hätte. Der erboste Richter ließ ihm mit der schon erwähnten dicken ledernen Sohle fünfzehn Streiche ins Angesicht geben. Das Beispiel des Heldenmuthes unseres Martyrers feuerte auch die übrigen christlichen Gefangenen zur Standhaftigkeit an; aber der Vicekönig schrieb dieselbe einem Zaubertranke zu und fragte Perboyre, welchen Trank er ihnen gegeben habe? Auf seine verneinende Antwort erhielt er noch zehn Streiche mit der Sohle in's Gesicht. — Wir wissen schon, daß unter den gefangenen Christen auch die Jungfrau Anna Kao sich befand und wie sie mit solcher Standhaftigkeit ihren Glauben bekannte, so daß Christen und Heiden gleichmäßig darüber staunten. Auch hier wurde sie aufgefordert, das Kreuz mit Füßen zu treten oder zu sterben. Unerschrocken erwiderte sie, daß sie den Tod vorzöge. Da ließ man sie auf eine eiserne Kette knieen, und zwei Schergen legten ihr den Säbel auf den Hals, um sie zu erschrecken. Aber ohne Zagen rief sie ihnen zu: „Haut mir den Kopf ab, wenn ihr wollt, niemals werde ich meine Religion abschwören." Ein Mandarin fragte sie darauf, ob sie wirklich noch Jungfrau sei und sie antwortete kühn: „Ich bin von Kindheit

an stets Jungfrau geblieben.“ Daraufhin unterwarf er sie der in China üblichen Probe, indem er ihr ein mit gewissen Stoffen getränktes Band auf Kopf und Schulter legen ließ. Aendert das Band seine Farbe, so ist das ein Beweis gegen ihre Enthaltsamkeit Der Versuch schlug zu ihrer Ehre aus und die Mandarinen selbst gestanden ein, daß sie die Wahrheit gesagt habe. Da die noch oft erneuerten Versuche, sie zum Abfalle zu bringen, an ihrer Festigkeit scheiterten, wurde sie nach Su-Tschuen verbannt.[1])

Bei dieser Verhandlung mit Anna Kao fragte der Mandarin Perboyre, ob sie ihn bedient habe. Auf seine verneinende Antwort ließ ihn der Mandarin auf Ketten knieen, ihm die Hände an einen Pfahl binden und ihn durch einen Henkersknecht mit den Haaren eine ganze Stunde lang schütteln und aufheben. Dabei wies ihm der Vicekönig die Büchse mit den hh. Oelen vor und fragte: „Ist das der Trank, mit dem du die Christen verzauberst und im Glauben befestigst?“ „Das ist kein Trank,“ entgegnete der Dulder. Für diese Antwort erhielt er wieder dreißig Stockschläge. In demselben Verhöre kam der Vicekönig wiederholt auf seine Fragen über die Namen und den Aufenthalt der Priester, Katecheten und Christen zurück, ohne daß Perboyre ihm antwortete. Man gab ihm Backenstreiche und that ihm alle Unbild an, um ihn zum Reden zu zwingen; man folterte ihn, geißelte ihn bis auf's Blut — er

[1]) Mémoires de la Congr. de la Mission. Tome VIII, p. 587.

schwieg. Als aber ein Mandarin ihn fragte, ob er ein Christ sei, antwortete er sofort: „Ja, ich bin ein Christ, und das ist mein Ruhm und meine Ehre.“ Darauf versprach man ihm die Freiheit, wenn er das Kruzifix mit Füßen treten wolle. „Wie könnte ich,“ rief der Bekenner, „meinen Gott, meinen Schöpfer und Erlöser so beschimpfen?“ und dabei bückte er sich mühevoll, nahm das Kreuz auf, küßte es zärtlich und benetzte es mit seinen Thränen. Ein Henker entriß es ihm und entehrte es in schändlicher Weise. Dem keuschen Priester wollte das Herz brechen; er stieß einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus, ärger gemartert durch die Schändung des Heiligen, als durch die eigene Qual. Zur Strafe für seine Weigerung, das Zeichen der Erlösung zu verunehren, erhielt er mit einem langen Bambusstocke hundert und zehn Streiche. Man hatte Kreuze auf den Boden malen lassen und schleifte ihn darüber hin. Er aber schrie laut auf: „Ich bin ein Christ, nicht ich, sondern ihr entheiligt das erhabene Zeichen unserer Erlösung.“ Man stellte ein Götzenbild vor ihm auf in der Hoffnung, er werde ihm die Ehre erweisen wie dem Kreuze, und versprach ihm Leben und Freiheit, wenn er es anbete. „Ich möchte ihm gerne den Kopf abschlagen,“ antwortete der Gefangene mit Nachdruck, „es aber anbeten — niemals![1]) Lieber lasse ich mir selbst

[1]) Jahrbücher 1842 1. Heft, S. 13.

den Kopf abschlagen." Auch verlangte man von ihm, um wie bei unserm Heilande vor Herodes, zu den Martern noch Spott und Hohn zu fügen, daß er die hh. Gewänder anlege, und bei seinem Anblicke riefen Mandarinen und Henker überrascht aus: „Es ist der leibhaftige Fo (Gott)!"[1]) Von Neuem sollte er gestehen, daß er den Kranken die Augen ausgerissen habe, und auf seine Weigerung erhielt er mit solcher Kraft dreißig Stockschläge auf den Rücken, daß er reichliches Blut vergoß, und sich nicht mehr aufzurichten vermochte. Da ergriffen ihn die Henker bei den Haaren, warfen ihn mehrere Male zur Erde und öffneten ihm die Augen, damit er den Vicekönig ansehen müsse. Dieser Wütherich konnte nicht begreifen, wie ein Mensch mit solcher Ruhe so viele Leiden ertragen könne, und kam auf den Gedanken, er müsse ein Geheimniß haben, wodurch er sich gefühllos mache. Zehn Streiche erhielt er und von Neuem fünfzehn, um ihn zum Reden zu bringen, und da sein Opfer noch immer stumm blieb, sei es weil er nicht mehr reden konnte, sei es weil er es für unnütz hielt, etwas zu erwidern, rief er aus: „Wie, ich lasse dich schlagen, und du antwortest nicht?" — Dieses ihm unbegreifliche Stillschweigen bestärkte ihn noch mehr in dem Glauben, daß der Gemarterte einen Zauber bei sich trage, der ihn unempfindlich für Schmerzen mache, und befahl, ihn zu entkleiden und auf's Genaueste zu untersuchen.

---

[1]) Henrion, Gesch. der kath. Missionen. IV. 741.

Da fand es sich, daß Perboyre eines Leibschadens wegen eine Binde trug. In ihr glaubte nun der Vicekönig das Geheimniß gefunden zu haben und überhäufte ihn von neuem mit Schmähungen und Verläumdungen. Nichts fruchtete der Widerspruch des Leidenden; nichts der Augenschein; ein Zauber mußte im Spiele sein, und um ihn zu brechen, wurde ein Hund erwürgt, der Bekenner von neuem gezwungen, das Blut zu trinken, ihm damit der Kopf eingerieben und auf seine Schenkel das Mandarinensiegel eingedrückt. Der Diener Gottes schien dem Tode nahe und nur noch eine Lebensspur in ihm zu sein, als er in's Gefängniß zurückgeschleppt wurde.

Nichtsdestoweniger mußte er am folgenden Morgen wieder zu einer noch gräßlicheren Sitzung, als die vorhergehende war, vor Gericht erscheinen.

Heute, so hatte der Vicekönig beschlossen, sollte die Entscheidung erfolgen. Auf's Aeußerste aufgebracht darüber, daß er am vorhergehenden Tage seinen Zweck nicht hatte erreichen können, begann er wieder mit denselben Fragen und Anschuldigungen und bedrohte den Missionar, daß er ihn zwingen würde, alle Verbrechen einzugestehen, deren er angeklagt sei. Der Gefangene begnügte sich mit der einfachen Antwort, daß er seinen früheren Aussagen nichts mehr beizufügen habe. Sofort reißt man ihm auf Befehl des Mandarin die Kleider ab, wirft ihn auf die Erde und versetzt ihm zehn Stockstreiche über den Rücken. Der

Mandarin wiederholte seine Beschuldigungen und stellte eine Menge verfänglicher Fragen an ihn; doch der Dulder schwieg als Nachfolger Dessen, der wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wurde, und seinen Mund nicht aufthat, Dessen, der auf die falschen Beschuldigungen vor Pilatus und auf die neugierigen Fragen des Herodes keine Antwort gab. Neue zehn Stockschläge mit der Drohung: „Vergeblich verlangst du, schnell zu sterben; ich will dich lange Zeit die brennendsten Qualen erdulden lassen; jeden Tag wirst du mit neuen Martern gefoltert werden, und diesen Tod, nach dem du verlangst, wirst du nicht eher finden, als bis du die schärfsten Qualen erschöpft hast.“ [1]) Darauf befahl er, ihn an der Folterbank aufzuhängen. Weil aber der Gemarterte nicht mehr stehen oder gehen konnte, wurde er von den Gerichtsdienern herangeschleppt, und die Henkersknechte, die ihn mit den Haaren festgebunden hatten, mußten ihn an der Folterbank aufziehen und wieder niederfallen lassen. Diese Qual dauerte eine volle Stunde. Dann nahm man ihn halbtodt ab und legte ihn vor den Vicekönig nieder, öffnete ihm gewaltsam die Augen, um seinen Quäler ansehen zu müssen, während dieser ihn beschimpfte und Hohn zur Grausamkeit fügend, ihn fragte, ob er sich wohl befinde?

Auch dabei ließ es der Tyrann noch nicht bewenden. Weil er um jeden Preis über die Beharrlichkeit des Martyrers triumphiren wollte,

---

[1]) Mémoires. (Chine L. III.) Tome VIII, p. 591.

setzte er ihm von neuem aufs lebhafteste mit seinen Fragen zu, um das Geständniß der Verbrechen zu erpressen, die er ihm vorwarf. Trotz alles Drängens erhält er keine Antwort. Wüthend über dieses Stillschweigen läßt er ihn wiederholt grausam schlagen, bald mit Stöcken, bald mit der ledernen Sohle; allein alle Mißhandlungen können die Standhaftigkeit des Dulders nicht besiegen. Außer sich vor Wuth, daß alle Mittel versagten, die unbesiegliche Festigkeit des Missionars auch nur zu erschüttern, und in der Meinung, man schlage nicht kräftig genug zu, stürzte, so wird überliefert, der Vicekönig von seinem Stuhle, ergriff selbst das Bambusrohr und versetzte seinem Schlachtopfer aus aller Kraft so fürchterliche und zahlreiche Schläge, daß Alle seinen sofortigen Tod erwarteten. Die Ungläubigen selbst verabscheuten eine solche Grausamkeit und verurtheilten eine solche Wildheit gegen einen Menschen, der durch seine Sanftmuth und Geduld sie für sich eingenommen hatte; selbst die Mandarinen und die Schergen waren empört über die Mißhandlungen eines Gefangenen, an dem sie nichts Strafbares fanden.

„Man kann wohl behaupten," so sagte der apostolische Vikar und Bischof Joseph Rizzolati in Rom als Zeuge im Untersuchungsprozeß aus, „daß unter allen Martyrern in China der ehrwürdige Perboyre mehr als alle Andern gelitten habe. Und das ist die einstimmige Meinung von Heiden und Christen. Die drei chinesischen Priester, die im Gefängnisse seine Beichten gehört hatten,

erklärten schaudernd, daß die heidnischen Kaiser in Rom nicht so gegen die Martyrer gewüthet hätten, wie es gegen ihn geschehen.“ Bischof Rameaux nennt „die Qualen und Foltern bis dahin in China unerhört,“ die er für den Glauben erduldet hatte.[1]) Deswegen auch nannten die Chinesen ihn nur den großen Martyrer.[2])

Als der Unmensch seine ganze Wuth ausgelassen, oder vielmehr, als er alle seine Kräfte erschöpft hatte, wurde Perboyre beinahe leblos in's Gefängniß zurückgetragen. Die Schergen selbst gestanden, er habe an diesem Tage mehr als zweihundert Streiche erhalten, obwohl das chinesische Gesetz einem Gefangenen bei einem Verhöre mehr als vierzig Streiche zu geben verbietet.[3]) Selbst die verhärteten Gefängnißwärter fühlten Mitleid mit seinem Zustande und zogen ihm die von Blut ganz durchnäßten Kleider aus, damit sie sich nicht in das zerschlagene Fleisch einklebten, und wuschen dieselben. Dabei war ein Katechet, Namens Andreas Fong, gegenwärtig, der später bezeugte, daß sein Gesicht in entsetzlicher, scheußlicher Weise aufgeschwollen war, daß das Fleisch an seinem ganzen Leibe durch die

---

[1]) Beatificationis .... Positio nr 69, pag. 36, 37. (Summar. pars 1. nr. XII. § 147—149, § 159—162. nr. XIV. § 220. Ib. pars 2 nr. XXXVIII. § 328.)

[2]) Beatificationis Positio nr. 151. pag. 81.

[3]) Beatificationis Positio nr. 44. pag. 23. (Summ. nr. XII § 188. pag. 63.)

Stockschläge und Geißelhiebe derart zerrissen gewesen, daß es allenthalben in Fetzen herabhing und die Gebeine entblößt zeigte; daß sogar große Stücke desselben davon losgerissen und alle seine Glieder nur eine einzige Wunde gewesen, und daß er einem Menschen kaum mehr ähnlich gesehen hätte.[1]) Was der Prophet Isaias vom Messias geweissagt, und was in seinem Leiden sich von Ihm bewahrheitet hatte, galt nun auch von seinem treuen Nachfolger: „Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist kein gesundes Glied an ihm; sondern Wunden und Striemen und hohe Beulen.[2]) Wir halten ihn für einen Aussätzigen .... Er hat sein Leben in den Tod gegeben und ist unter die Uebelthäter gerechnet worden.“[3]) Der Leib des Martyrers war zerquetscht und zerfetzt, aber unterstützt von der allmächtigen Kraft Gottes, hatte er alle diese Martern mit einer innern Ruhe und Heiterkeit ertragen, daß sie noch aus seinem Blicke und dem zerschlagenen Angesichte hervorstrahlte und die deutlicher, als es Worte vermögen, an den Tag legten, wie glücklich er sich schätzte, für seinen Gott und seinen Glauben leiden zu dürfen. Hatte man ja doch unter all' den Martern, die er an diesem blutigen Tage erduldete, kaum ein schwaches Stöhnen und einige leise Seufzer, welche das Uebermaß

---

[1]) Annales de la Congr. T. VII. p. 195.

[2]) Isaias I, 6.

[3]) Isaias LIII. 4. 12.

der Qualen der Natur auspreßte, aus seinem Munde gehört. Als kurze Zeit nachher der Katechet Fong zu ihm in's Gefängniß zurückkam, fand er ihn auf den Knieen und im Gebete.

Ueberhaupt erschien es Allen, die ihn nach solchen Marterverhören im Gefängnisse besuchten, als ein Wunder, daß er sofort oder doch nach ein Paar Tagen aus einer todesnahen Schwäche wieder bei Kräften war, und daß das furchtbar geschwollene und entstellte Antlitz, das in Fetzen zerrissene Fleisch wieder frisch und zart, selbst ohne Narbenspuren, wie das eines gesunden Kindes war.[1])

---

[1]) Beatificationis . . . Positio nr. 159. p 86. (Summ. p. 1. nr. XII. § 151. 152. p. 55 und ib. § 171. 172. pag. 60.)

Siebzehntes Hauptstück.

Christlicher Heldentod.

Es war gegen Mitte Januar 1840, als Perboyre das im vorigen Hauptstück berichtete letzte Verhör mit seinen unmenschlichen Qualen bestanden hatte. Richter und Schergen erklärten sich von seiner unbesieglichen Geduld überwunden, und sie wollten einen Kampf nicht mehr fortsetzen, der so wenig zu ihrem Ruhm und Nutzen ausschlug. Vier lange Monate hatten sie gegen einen wehrlosen Gefangenen alle Mittel erschöpft, welche Ueberredung, List, Bosheit und Grausamkeit zu ersinnen vermochten, und nichts versäumt, was seine Geduld ermüden und über seine heldenmüthige Festigkeit den Sieg erringen konnte. Allein in U-Tschang-Fu hatte er mehr als zwanzig Verhöre bestanden, die alle mit Mißhandlungen verschiedener Art verbunden waren, welche wir bei Weitem nicht alle haben mittheilen können. Nun wollte der Vicekönig noch, bevor er das Urtheil sprach, einen letzten Versuch machen, den Diener Gottes und die andern Christen, die durch sein Beispiel ermuthigt, in ihrem Glaubensbekenntnisse standhaft geblieben waren, zum Abfalle zu zwingen. Einer derselben erzählte

später, daß er sie vor seinen Richterstuhl hätte bringen lassen und zu ihnen gesprochen hätte: „Euer Urtheil soll jetzt gesprochen werden. Du, Tong-Uan-Sio (der chinesische Name Perboyre's) sollst erdrosselt werden, und ihr, die ihr fortwährend den Befehlen eurer Vorgesetzten Widerstand geleistet und nicht abfallen wolltet, sollt in die Verbannung geschickt werden.[1]) Indeß, ich will noch versuchen, euch zu retten: verläugnet euren Glauben, und sofort sollt ihr frei sein; wenn nicht, so wartet eurer die Strafe, welche ihr verdient habt." — Zuerst antwortete der ehrwürdige Bekenner: „Eher sterben, als den Glauben verläugnen." Und wir gaben Alle dieselbe Antwort. Der über unsere Standhaftigkeit erzürnte Vicekönig fügte bei: „Ihr wollt also von euren Irrthümern nicht abstehen? Wohlan! unterzeichnet eure eigene Verurtheilung, indem ihr mit eigener Hand auf diesem Blatte ein Kreuz macht." Perboyre ergriff sofort den ihm dargereichten chinesischen Pinsel und zeichnete ein Kreuz auf das Blatt, und wir Andere thaten dasselbe."

Da jedoch ein Todesurtheil nicht vollzogen werden kann, bevor es vom Kaiser bestätigt worden, so mußte Perboyre noch acht Monate auf den Spruch aus Peking warten. Man begreift kaum,

---

[1]) Verbannungsort war gewöhnlich die Tatarei, wo die Verbannten beiderlei Geschlechtes den Mandarinen als Sklaven übergeben wurden, welche fortfuhren, sie durch Hunger und Mißhandlungen zu quälen, bis der Tod sie erlöste. Beatif. Positio. nr. 98. pag. 52.

wie er so viele Martern noch so lange überleben konnte, da sein ganzer Körper gebrochen, sein Fleisch zerfetzt, die Knochen bloßgelegt waren, und das in dem schmutzigen Loche, welches ihm als Gefängniß diente, und wo er, unfähig zu sitzen oder zu stehen, beinahe immer liegen mußte. Seine Schmerzen waren manchmal so groß, daß er kaum mehr sprechen konnte.

So lange die Verhöre vor den Mandarinen dauerten, erhielt kein Christ Einlaß zu ihm, weil man wohl erwartete, wenn er sich aller Hülfe beraubt sähe, so würde man leichter seine Standhaftigkeit erschüttern. Nachdem aber sein Urtheil gesprochen war, ließ man von dieser Strenge etwas nach, und einige Christen konnten zu ihm gelangen. Seine erste Bitte war um einen Priester, damit er die Tröstungen der Religion empfangen könne. Dieser Trost wurde ihm gewährt, und einer seiner chinesischen Mitbrüder, Herr Yang, konnte bis zu ihm dringen. Aber welches Schauspiel bot sich seinen Blicken! Wie der Dulder Job auf seinem Misthaufen, lag auch er auf der Erde, die Glieder zerrissen und schwarzblau angelaufen, halbtodt und kaum fähig, sich zu rühren. Dieser Anblick seines theuren Mitbruders preßte ihm einen Strom von Thränen aus, und erst nach vieler Anstrengung konnte er einige Worte an ihn richten. Perboyre verlangte zu beichten: aber da zwei Offiziere beständig an seiner Seite waren, aus Furcht, die Christen möchten ihn durch Gift dem Tode durch Henkershand zu entziehen suchen, bat einer der Besucher sie höflich, sich ein

wenig zu entfernen, damit die beiden Missionare sich freier unterhalten könnten. Gefällig gaben sie nach, und Perboyre legte seine Beichte ab. Beim Abschiede erhob er mit Anstrengung seine Stimme, um sich ihrem Gebete zu empfehlen. Einer bemerkte ihm, er möge nicht so laut sprechen wegen der umstehenden Heiden. Aber ein Offizier sagte ihnen: „Betet, betet, ihr habt nichts zu fürchten," und der Andere: „Seid ruhig, wir wollen schon Sorge für ihn tragen." Auch angebotenes Geld wiesen sie zurück, da sie für seine Verpflegung schon zweihundert Sapeken erhalten, aber noch nicht verausgabt hätten, weil der Kranke noch zu leidend wäre; bald würden sie aber mit Erlaubniß des Arztes ihm Alles geben, was er bedürfte. Auch dieser Arzt, obgleich ein Heide, war von seiner Sanftmuth so gerührt worden, daß er sich seiner in besonderer Weise annahm. Von nun an konnten die Christen leichter zu ihm gelangen, unter denen ein Katechet, Namens Fong, ihm viele Dienste leistete. Sie konnten ihm bessere Nahrung, andere Kleider, eine Decke und Matratze besorgen und ihn in seiner schmerzvollen Krankheit pflegen. Doch einen Liebesdienst, wonach der Gefangene am sehnlichsten verlangte, die Spendung der h. Kommunion nämlich, konnten sie ihm nicht erweisen, da die Wärter den strengsten Befehl hatten, von aller Nahrung, die man ihm brachte, zu kosten, damit er nicht von den Christen vergiftet würde, und diese Entbehrung war seinem liebenden Herzen schmerzhafter, als alle seine körperlichen Leiden. Er selbst hatte

vorgeschlagen, die h. Hostie in ein kleines Bröd-chen zu verbergen; aber Bischof Rizzolati trug Bedenken, weil die Gefahr, daß es in die Hände der Heiden fiel, nicht ausgeschlossen war.[1]) Einen Besuch seines chinesischen Mitbruders Yang benützte er, um in einem lateinisch geschriebenen Briefe seinen Mitbrüdern einige Nachrichten zu geben. Der Brief ist mit Blut befleckt, das ihm beim Schreiben aus den Händen floß. Wir glauben, ihn ganz wiedergeben zu sollen:[2]) „Die Umstände des Ortes und der Zeit erlauben mir nicht, Ihnen ausführliche Einzelheiten über meine Lage zu geben; Sie werden sie in Fülle auf andern Wegen erfahren. Als man mich in Ku-Tsching gefangen nahm, wurde ich während der ganzen Zeit, die ich dort blieb, mit ziemlicher Menschlichkeit behandelt, obgleich ich dort zwei Verhöre zu bestehen hatte. In Siang-Yang-Fu habe ich vier Verhöre bestanden: in einem derselben mußte ich einen vollen halben Tag auf eisernen Ketten knieen, und hing an dem Hang-tse.[3]) In U-Tschang-Fu habe ich mehr als zwanzig Verhöre bestanden, und beinahe in allen habe ich verschiedene Foltern erlitten, weil ich nicht sagen wollte, was die Mandarinen zu wissen wünschten.[4])

[1]) Beatificationis Positio. nr. 130. p. 69.

[2]) Mémoires de la Congr. T. VIII. p. 595.

[3]) Der Hang-tse ist eine Maschine über dem Haupte des Gefangenen, an welcher die vereinigten Daumen beider Hände und der Zopf befestigt sind, während die entblößten Kniee auf schwebenden eisernen Ketten ruhen. (Vgl. S. 146.)

[4]) Nämlich Namen und Aufenthaltsort der Christen, Katecheten und Missionare.

Wenn ich es gesagt hätte, so wäre sicherlich eine allgemeine Verfolgung im ganzen Reiche entbrannt; doch was ich in Siang-Yang-Fu gelitten, war geradezu für die Sache der Religion. In U-Tschang-Fu habe ich hundert und zehn Streiche mit dem Pan-tse[1]) erhalten, weil ich das Kreuz nicht mit Füßen treten wollte. Später werden Sie andere Umstände erfahren. Von ungefähr zwanzig Christen, die mit mir gefangen und vor Gericht gestellt wurden, sind zwei Drittel öffentlich abgefallen."

Obgleich seine Mitgefangenen Verbrecher und ihre vom Laster verhärteten Herzen edlern Gefühlen nicht zugänglich waren, so konnten sie sich doch dem erbaulichen Eindruck nicht entziehen, den der Diener Gottes auf Alle machte, welche mit ihm in Berührung kamen. Jeden Tag waren sie ja Zeugen seines heiligen Lebens, besonders seiner äußersten Bescheidenheit, und sie bewunderten offen seine Tugenden. Mit diesen Gefühlen der Verehrung, die vielleicht zum erstenmale in ihre Herzen eindrangen, bedauerten sie ihn laut und gestanden, daß er ein besseres Loos verdiene. Er selbst aber, weit entfernt, seine Lage für bemitleidenswerth zu halten, betrachtete sich auf dem Gipfel des Glückes, und die Schmerzen, die ihn bei Tag und Nacht quälten, hatten einen geheimen Reiz für ihn; denn sie waren ihm ja das Mittel, seinem göttlichen Vorbilde immer mehr ähnlich zu werden. Und wenn er noch etwas wünschte,

[1]) Dreifache Ledersohle. (Vergl. S. 146.)

so war es, mit dem großen Apostel aufgelöst zu werden, um bei Christo zu sein."[1]) Er hatte nichts als den Tod zu erwarten; aber dieser Tod war ja seine einzige Sehnsucht, weil er nur durch ihn zum Besitze seines höchsten Gutes gelangen konnte.

Doch der Augenblick war nun gekommen, wo dieses sein Verlangen erfüllt werden sollte. Am 11. September 1840, ein Jahr weniger vier Tage nach seiner Verhaftung, brachte ein kaiserlicher Eilbote die Bestätigung seines Todesurtheils, das nach chinesischem Brauche sofort nach seinem Eintreffen vollzogen werden mußte. Auf der Stelle, und ganz unversehens wurde der Bekenner aus dem Gefängnisse gezogen, um zur Richtstätte geführt zu werden. Durch eine Fügung der Vorsehung, die ihm eine weitere Aehnlichkeit mit seinem göttlichen Meister geben sollte, wollte man seine Hinrichtung noch schimpflicher machen, indem man ihn mit fünf Verbrechern zum Tode führte: „Und er ist unter die Uebelthäter gerechnet worden."[2]) Man weiß nicht recht, warum die Hinrichtung nicht öffentlich bekannt gemacht wurde. Daher erklärt es sich, daß die Christen, die nichts davon wußten, derselben nicht beiwohnten. Nur ein Einziger, der zufällig dem Zuge begegnete, war Zeuge des Martertodes, und ihm verdanken wir die folgenden Einzelheiten.

Der ehrwürdige Martyrer ging seinen Kreuzweg mit nackten Füßen, nur mit einer Hose und

---

[1]) Philipper I, 23. [2]) Isaias LIII, 12.

dem rothen Rocke der Verurtheilten bekleidet.[1]) Seine Hände waren auf den Rücken gebunden und hielten einen langen Stock, der über den Kopf hinausragte und an dessen Spitze ein Fähnchen war, auf welchem sein Todesurtheil geschrieben stand. „Ueber seinem Haupte hefteten sie schriftlich die Ursache seines Todes an.“ [2]) Zum allgemeinen Staunen hatte er seine Kräfte wiedergewonnen, keine Wunde war mehr zu sehen, sein Fleisch war rein und zart wie das eines Kindes, aus seinem Gesichte strahlte eine übernatürliche glänzende Schönheit, und seine Lippen flüsterten halblaute Gebete. Alle, die ihn in diesem Zustande sahen, hielten es für ein Wunder.

Es ist Gebrauch in China, die Verbrecher eilig und im Laufschritt zum Tode zu führen. Jeden der Verurtheilten begleiten zwei Schergen, die ihn mehr fortreißen als führen. Dieser übereilte Marsch, unter den schauerlichen Tönen des Tam-Tam, versetzt die Chinesen in Schrecken und Schaudern. Nach einem langen Laufe kam Perboyre endlich an der Stelle an, wo er sein Opfer vollenden sollte. Die Heiden, welche durch den Schall des Tam-Tam aufmerksam geworden waren, liefen haufenweise herbei; aber da sie die Geduld und Ergebenheit, die er in seinem schauderhaften Gefängnisse und in den Martern während seiner Verhöre bewiesen hatte, kannten, murrten sie darüber, daß man einen so guten Mann zum

---

[1]) Annales de la Congr. T. VII, p. 200.
[2]) Matth. XXVII, 37.

Tode führe, und sagten, er gliche in seiner Güte den Göttern.

Man begann mit der Enthauptung der fünf zum Tode verurtheilten Verbrecher. Während dessen lag er im Gebete auf den Knieen in ruhiger und gesammelter Haltung. Der gegenwärtige Christ aber gab sich seinem Schmerze so hin, daß er mit den Händen sein Gesicht verhüllte, um seine Thränen zu verbergen, und hörte die Heiden sagen: „Siehe, der Europäer kniet nieder und betet.“ [1]) Nun sollte sein langer und schmerzhafter Todeskampf beginnen. Der Henker zog ihm zuerst den rothen Rock aus, den er getragen, und ließ ihm nur die Beinkleider. Dann befestigte er ihn an den Galgen in Kreuzesform, indem er die beiden Hände, die auf den Rücken gebunden waren, an das Querholz befestigte und beide Füße zurückbog, so daß er wie knieend aufgehangen, fünf bis sechs Zoll über dem Boden schwebte. [2]) Der Vicekönig hatte für den christlichen Priester eine viel qualvollere Todesart vorgeschrieben, als für die Verbrecher, welche man schnell enthauptet hatte. Der Bekenner sollte langsam erdrosselt werden. Der Henker schlang ihm einen aus Bast gewundenen dünnen Strick lose um den Hals und schob zwischen beide einen etwa fußlangen, dicken Knebel, durch dessen Umdrehung

---

[1]) Jahrbücher. 1841. Heft 6. S. 7.

[2]) Annales de la Congr. T. VII. p. 202. — Vie du Bienheureux J. G. Perboyre. Paris. Gaume 1889. gr. 8. p. 254.

er die Zusammenschnürung des Halses bewerkstelligte. Aber um sein Opfer die Schrecken des Todes besser fühlen zu lassen, hielt er nach dem ersten kräftigen Zuge inne, damit das Bewußtsein wieder kommen könne; dann zog er wieder an und hielt wieder etwas inne. Erst beim dritten Ansatz gab er den entscheidenden Druck, wodurch der Todeskampf des Martyrers möglichst verlängert und erschwert wurde. Dennoch schien der Leib auch jetzt noch eine Spur von Leben zu haben; da näherte sich ihm ein Soldat und gab ihm einen starken Fußtritt gegen den Unterleib. Dieser Umstand erinnert uns unwillkürlich an die Lanze des Soldaten, welcher die Seite des Heilandes öffnete, und macht die Aehnlichkeit noch auffallender, die wir zwischen dem Leiden des Meisters und dem seines treuen Jüngers wiederholt beobachtet haben. Wie Christus von einem der Seinigen verrathen, von einem Richterstuhl zum andern geschleppt, mit Verdemüthigungen und Schmach aller Art gesättigt wurde, ohne eine Klage auszustoßen; so wurde auch Perboyre ungerecht zum Tode verurtheilt, mit schändlichen Verbrechern zum Richtplatze geschleppt, grausamer behandelt als diese und endlich an ein Kreuz geheftet, an welchem er seine reine Seele in die Hände Gottes empfahl. Und ebenso war es an einem Freitag Nachmittag, als er starb. Ist es nicht offenbar, daß er zu den Begnadigten gehörte, die Gott voraus wußte und vorausbestimmte, dem Bilde seines Sohnes

gleichförmig zu werden?[1]) O heldenmüthiger Streiter, heiliger Blutzeuge Christi, der du so muthvoll deinen Heiland unter so vielen Martern bekannt und dein Blut aus Liebe zu ihm vergossen hast, wir freuen uns mit dir, daß du, der du hier sein leidendes und verdemüthigtes Leben getheilt hast, nun auch im Himmel mit ihm glorreich triumphirst! „Wenn wir mit ihm leiden, so werden wir auch mit ihm verherrlicht werden.“[2])

Diese Ueberzeugung seiner Aufnahme unter die Schaar der seligen Blutzeugen im Himmel drängte sich schon damals Allen auf, die ihn im Leben gekannt hatten, die Zeugen seiner Standhaftigkeit in so vielen Martern gewesen, und welche die außergewöhnlichen Zeichen sahen, mit denen es Gott gefiel, seinen Diener zu verherrlichen, sobald er seinen Geist aufgegeben hatte. Sein Leib war sofort ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung. Alle, die ihn sahen, überzeugten sich, daß er nicht entstellt war, daß seine Gliedmassen geschmeidig blieben und keines der Zeichen trugen, welche man an den Körpern der Verbrecher beobachtet, die durch Erdrosselung sterben. Ihr Anblick ist schauderhaft, die Züge entstellt, das Gesicht abstossend braun; Blut fließt aus dem weitoffenen Munde, aus dem die schwarze Zunge heraushängt, und die starren, verglasten Augen treten aus ihren Höhlen hervor. Nichts der Art sah man an der Leiche

---

[1]) Röm. VIII, 29. [2]) Röm. VIII, 17.

unseres seligen Martyrers. Sein Angesicht war unverändert und erschien sogar schöner als bei Lebzeiten; seine Augen waren bescheiden zur Erde gesenkt, wie man ihn in seinem Leben zu sehen gewohnt war, sein geschlossener Mund schien zu lächeln, seine Gesichtsfarbe frisch und lebhaft; kurz, sein Leib trug keine Spur weder des Todes noch der Leiden, so daß Mehrere glaubten, das Leben wäre in ihm nicht erloschen. Noch mehr. Sein Haupt war von einem leuchtenden Scheine umgeben, wie eine große Anzahl von Augenzeugen beobachteten. Ein Heide, den ein christlicher Verwandter zu der Leiche geführt und der sie untersucht und sich von ihrer Geschmeidigkeit überzeugt hatte, wurde von diesem Wunder so betroffen, daß er sich sofort bekehrte und sich unter die Katechumenen aufnehmen ließ. Von diesem Wunder konnte man sich um so leichter überzeugen, da der h. Leichnam auf Befehl des Vicekönigs bis zum folgenden Tage angeheftet blieb, um ihn in den Augen der Chinesen mit desto größerer Schmach zu bedecken. Diese Zeit benutzten der Katechet Fong und die übrigen Gläubigen, um von den Schergen die Kleider des Martyrers, den Strick, welcher zur Erdrosselung gedient und besonders seinen h. Leib zu erkaufen. Um Niemand bloß zu stellen, nahmen sie zu einer frommen List ihre Zuflucht. Nachdem am folgenden Tage die Schergen den Leib abgenommen und in einen Sarg gelegt hatten, sollten sie ihn an den Begräbnißplatz der Verbrecher tragen. Die Christen hatten sie aber durch Geld gewonnen,

daß sie an einem im Voraus bestimmten Hause anhielten, ihre Last niedersetzten und dafür einen mit Erde gefüllten ganz ähnlichen Sarg empfingen, den sie nun eilends an dem Begräbnißplatze vergruben. So im Besitz dieses kostbaren Schatzes, trugen ihn die Christen in eine nahegelegene Kapelle, wo sie mit Ehrfurcht und Liebe die für Christus gemarterten Glieder mit reichen und prächtigen Gewändern bekleideten, die sie während der Nacht verfertigt hatten, und veranstalteten dann die für solche Gelegenheiten übliche Feier. Darauf bestatteten sie ihn mit allen Ehren auf dem Abhange des rothen Gebirges zur Seite eines Leidensgefährten, der ihm vor zwanzig Jahren als glorreicher Martyrer voraufgegangen war. Erinnern wir uns, daß Perboyre, als er sich bei seiner ersten Durchreise durch U-Tschang-Fu in seine Mission nach Ho-Nan begab, gewünscht hatte, dieses Grab aufzusuchen und zu verehren. Die Vorsehung gestattete es ihm damals nicht und behielt sich vor, nach seinem Tode die Seelen beider Martyrer im Himmel, die kostbaren Ueberreste beider in demselben Grabe zu gesellen. So vereinigte wirklich der Tod die beiden Diener Gottes, Johann Franciskus Regis Clet und Johann Gabriel Perboyre, die während ihres Lebens so viele Züge der Aehnlichkeit aufwiesen und welche ihre Tugenden Gott, den Engeln und den Menschen so liebenswürdig gemacht hatten. „Lieblich und schön in ihrem Leben, sind sie auch im Tode nicht geschieden.“ [1])

[1]) II. Könige I, 23.

Ein Jahr nach dem Tode unseres Martyrers beschrieb ein Missionar, der zu seinem Grabe gepilgert war, dasselbe in folgender Weise: „Die kostbaren Ueberreste der Herren Clet und Perboyre ruhen neben einander unter einem grünen Hügel. Wie beseligend war die Stunde, die ich bei diesen beiden bescheidenen Rasenhügeln zubrachte! In einem götzendienerischen Lande, mitten im chinesischen Reiche, hatte ich zwei Martyrerhügel vor Augen, und eine unbekannte Glückseligkeit erfüllte und erweiterte mein Herz. Man sieht keinen gemeißelten Marmor auf dem Boden, der die Gebeine der beiden glorreichen Kinder des h. Vincenz von Paul in sich schließt; aber Gott selbst scheint die Kosten des Grabdenkmals übernommen zu haben; stacheliche Schlingpflanzen, in ihrer Gestalt den Akazien Europa's nicht unähnlich, wachsen wild auf beiden Gräbern. Ueber diesem grünen Teppich erheben sich unzähliche Mimosen, die durch ihre Frische und Zierlichkeit bewunderungswürdig sind. Wenn man diese glänzenden Blumenkronen an dem dichten Gewebe von Dornen herabhängen sieht, dann denkt man unwillkürlich an die Herrlichkeit, mit welcher im Himmel die Martyrer für ihre Leiden gekrönt werden." [1])

Läßt Gott manchmal den Verfolger über den Unschuldigen für eine Zeit triumphiren, um diesem entweder noch auf Erden Genugthuung oder doch im Himmel eine um so herrlichere Krone

---

[1]) Jahrbücher. 1842. Heft 6, S. 61 f.

zu bereiten, so trifft den Schuldigen zum warnenden Beispiele für Andere seine strafende Gerechtigkeit noch auf Erden oft in so augenfälliger Weise, daß Jedermann ausrufen muß: „Da ist der Finger Gottes!" [1]) So erging es dem Mandarin in Ku-Tsching, der Perboyre hatte gefangen nehmen lassen. Bald darauf wurde er seines Amtes entsetzt und erhängte sich aus Verzweiflung.[2]) Der grausame Vicekönig von U-Tschang-Fu, der, um dem Kaiser Tao-Kuang zu gefallen, und aus persönlichem Hasse die Absicht äußerte, das Christenthum aus seiner Provinz auszurotten, und deshalb nicht bloß jedes menschliche Gefühl, sondern selbst die Staatsgesetze mit Füßen trat, um die Christen zum Abfalle zu zwingen, wurde selbst von den Heiden beim Kaiser wegen seiner Grausamkeit verklagt. Ein neuer Statthalter kam an seine Stelle, er wurde in Anklagezustand versetzt und von den Abgesandten des Kaisers am 6. Januar 1841 durch dessen Urtheilsspruch abgesetzt, aus China verbannt, das er durch seine Unmenschlichkeit entehrt hatte, und auf immer in die Steppen der Tatarei verwiesen.[3]) Dem Volke erschien diese Strafe noch zu gelinde; es empörte sich, belagerte ihn in seinem eigenen Palaste, und mit Mühe entzog man ihn blutiger Wiedervergeltung.[4]) Wer

---

[1]) Exod. VIII, 19.

[2]) Mémoires de la Congr. VIII, p. 599.

[3]) Jahrbücher. 1842. H. 4, S. 47.

[4]) Jahrbücher. 1842. H. 1, S. 16.

denkt da nicht an Herodes, der von Würmern zerfressen, schimpflichen Todes starb, und an Pilatus, der vom römischen Kaiser abgesetzt, nach Gallien verbannt wurde, und wie die Legende sagt, als Selbstmörder endigte! —

Als würdigen Abschluß dieser Lebensskizze des seligen Martyrers möge man uns noch gestatten, das bewunderungswürdige Benehmen seiner Eltern mitzutheilen, als ihnen die Nachricht seiner Einkerkerung und seines Todes überbracht wurde. Ein Geistlicher aus ihrer Nachbarschaft war damit beauftragt worden. Bei seinem Eintritt in das Haus vermuthete die Mutter aus seiner Verwirrung sofort, daß er traurige Nachrichten überbrächte und sagte ihm: „Als man uns den Tod Ludwigs mittheilte, war es zu derselben Zeit und Stunde wie heute. Was haben Sie uns von unserm Chinesen mitzutheilen?“ Der Priester erwiederte, er habe ihnen nur mitzutheilen, daß ihr Sohn gefangen sei, daß er wohl mißhandelt worden, aber jetzt menschlicher behandelt werde. Eine andere Machabäerin, hörte sie muthig und ruhig die Erzählung der Leiden an, welche ihr Sohn erduldet hatte. „Ich habe,“ sagte sie, „als mein Sohn nach China reiste, keine andern Nachrichten erwartet, und Zeit genug gehabt, mich darauf vorzubereiten. Warum sollte ich jetzt jammern? Ich beleidigte dann wohl Gott und betrübte mich über das, was mein Sohn am meisten wünschte, da ja alle seine Briefe aus China uns versicherten, wie sehr er nach dem Martertod verlangte. Wenn etwas mir Schmerz verursachen

könnte, so wäre es zu vernehmen, daß er von den Martern besiegt, durch feigen Abfall denen Aergerniß gegeben, welche er bekehrt hatte. Ebenso großherzig zeigte sie sich, als man ihr den Martertod ihres geliebten Sohnes mittheilte und sie aufforderte, dies ihr Opfer Gott darzubringen. „Warum sollte ich zögern? Hat nicht die heilige Jungfrau den Ihrigen edelmüthig für mein Heil geopfert? Ich glaubte nicht, daß ich meinen Sohn wahrhaft liebte, wenn ich mich betrübte, da ich ja weiß, daß nunmehr sein höchster Wunsch erfüllt ist.“ — So spricht, so denkt eine wahrhaft christliche Mutter!

Achtzehntes Hauptstück.

Martyrerlohn.

In dem nunmehr vollendeten Lebensbilde unseres seligen Martyrers haben wir wiederholt Stimmen vernommen, welche Perboyre schon als Knaben wegen seines auferbaulichen Betragens in der Kirche einen kleinen Heiligen nannten; wie seine Lehrer mit religiöser Verehrung auf ihren Schüler blickten, wie sein Novizengenosse betheuerte, man könne die Vollkommenheit nicht in höherem Grade üben als er; wie seine Genossen die Erfolge in seinem Amte als Lehrer und Oberer seinem heiligmäßigen Leben zuschrie-

ben, und wie Herr Girard, gewiß ein urtheilsfähiger Beobachter, da er selbst im Rufe der Heiligkeit gestorben ist, schriftlich bezeugte, in ihm habe er das Ideal eines lebenden Heiligen gefunden: dasselbe Urtheil sprach über ihn der ausgezeichnete Pater Rizzolati, Kapuziner-Missionar in China, aus, welcher später apostolischer Vikar von Hu-Kuang wurde. Er war auf der Durchreise eben in der Wohnung der Missionare gegenwärtig, als die Verfolgung ausbrach und Perboyre gefangen wurde. „Wenn auch," wiederholte er oftmals, „Perboyre nicht die Palme des Marterthums errungen hätte, so hätten dennoch seine heldenmüthigen Tugenden die Ehre der Altäre verdient. Eine Probe seines prophetischen Geistes gab er mir in den Tagen meines Aufenthaltes bei ihm vor seiner Gefangennehmung, indem er mich, den einfachen Missionar, als Bischof und als seinen Oberhirten begrüßte, obwohl weder ich selbst noch sonst Jemand an meine Ernennung dachte.[1]) Nachdem er aber so muthvoll seinen Glauben bekannt und seine glorreiche Laufbahn durch so qualvolle Martern mit einem in den Augen des Herrn so kostbaren Tode gekrönt hatte, verwandelte sich diese Hochachtung in religiöse Verehrung. Gott selbst schien sie durch außerordentliche Zeichen gut zu heißen. Sie liegen in beträchtlicher Anzahl vor, und wir müssen uns darauf beschränken, hier nur einige wenige, nebst

---

[1]) Beatificationis Positio nr 158, p. 85. (Summ. p. 1. nr. IX. § 30. pag. 16.)

den drei von der Kirche in den Seligsprechungsprozeß anerkannten Wundern mitzutheilen.

Das erste Wunder ereignete sich bei dem Martertode Perboyre's und wird von einem Missionar in China folgendermassen mitgetheilt. „Als Herr Perboyre gemartert worden war, erschien ein großes, leuchtendes, sehr regelmäßig geformtes Kreuz am Himmel. Es wurde von einer großen Anzahl Christen in verschiedenen weit von einander entfernten Gemeinden und auch von vielen Heiden gesehen, von denen Manche ausriefen: „Sieh da das Zeichen, welches die Christen verehren; ich verlasse die Götzen und will dem Herrn des Himmels dienen." In der That nahmen viele das Christenthum an und wurden vom Bischof Clauzetto getauft. Anfangs schenkte der Bischof den Erzählungen von diesem Ereignisse wenig Glauben. Aber die Anzahl und das Gewicht der Zeugen veranlaßte ihn, eine regelrechte Untersuchung anzustellen, wodurch die Thatsache der Erscheinung des Kreuzes festgestellt wurde, sowie daß Christen und Heiden es zu derselben Zeit, in derselben Gestalt und Größe, in derselben Himmelsgegend über den Gräbern der beiden Martyrer gesehen; daß diese Zeugen sehr weit von einander entlegene Ortschaften bewohnten und unter sich in keiner Verbindung gestanden. Außerdem bezeugten die Christen, die den Martyrer gekannt hatten, dem Bischofe, daß sie ihn immer für einen großen Heiligen gehalten.[1]) Deshalb

---

[1]) Mémoires de la Congr. T. VIII. p. 601.

nahmen Christen wie Heiden schon zu seinen Lebzeiten in allen allgemeinen und besonderen Unglücksfällen zu ihm ihre Zuflucht, und ein chinesischer Bischof erzählte darüber öfters folgende Vorhersagung. Zur Zeit einer Dürre kamen die Bewohner eines Dorfes zu ihm, damit er ihnen von Gott Regen erflehe. Während er sie zum Gebete in die Kapelle schickte, schloß er sich in sein Zimmer ein, und nach mehr als zwei Stunden Gebet sagte er, die Augen voll Thränen: „Ihr werdet Regen haben, aber zu viel, zu viel.“ In der That folgte bald ein so reichlicher Regen, daß sogar eine schädliche Ueberschwemmung entstand.[1])

Auch mehrfache Erscheinungen des seligen Martyrers nach seinem Tode sind durch glaubwürdige Zeugnisse erörtert. So erschien er in China einem Heiden, von dem wir bei seiner Gefangenehmung erzählt haben, daß er den kraftlosen Gefangenen aus Mitleid auf seine Kosten in einer Sänfte von Kuang-In-Tam nach der Stadt tragen ließ. Einige Jahre nach dem Tode des Martyrers fiel Liéu-Kiun-Lin, so hieß der brave Mann, in eine so schwere Krankheit, daß er selbst und seine Angehörigen seinen nahen Tod erwarteten. Da erschien ihm Perboyre am oberen Ende einer Leiter von rother Farbe und neben sich eine andere von weißer Farbe und lud den Kranken ein, auf letzterer zu ihm aufzusteigen. „Du leidest viel, nicht wahr, da wo Du bist? Komme hierher, wo ich

---

[1]) Annales de la Congr. Paris 1865. T. XXX. p. 344.

bin, auf der weißen Leiter und Du wirst glücklich." Da versuchte der Kranke aufzusteigen, aber weil der Teufel in der Gestalt eines scheußlichen Ungeheuers ihn daran zu hindern suchte, rief er den h. Namen Jesus an, dessen Vollkraft er von den Christen hatte kennen gelernt, und sofort verschwand das Gesicht. Indem er nun alle Umstände der Erscheinung und die wiederholten Bemühungen des Dieners Gottes, seine Augen dem Lichte des wahren Glaubens zu öffnen, überdachte, erklärte er seinen Angehörigen zu deren höchstem Erstaunen, daß er Christ werden wolle. Er ließ einen Katecheten kommen, welcher, da er ihn genügend unterrichtet fand, ihm die h. Taufe spendete. Wenige Tage darauf übergab er Gott die wiedergeborene Seele.

Gehen wir von China nach Amerika über, so berichtet uns der Missionar Felix Mariscal in den Annalen der Kongregation[1]) unter dem 17. Juni 1863 aus Guatemala folgende wunderbare Heilung: Am 1. Mai 1863 wurde die Schwester der christlichen Liebe, Broquedis, von einer tödtlichen Lungenentzündung und mehreren andern Krankheiten gleichzeitig befallen, so daß die besten Aerzte der Hauptstadt an ihrer Herstellung verzweifelten. Auf ihren Rath gab ich hir die h. Wegzehrung und die letzte Oelung mit dem Sterbeablaß. Am 17. war ihr Zustand so besorgnißerregend, daß die Aerzte in der ganzen

---

[1]) Annales T. XXIX. p. 268.

Stadt erklärten, kein menschliches Mittel könne sie mehr retten. Schon erschienen die Zeichen des nahen Todes, kalter Schweiß, Verschwinden des Pulses, verglaste Augen und Leichenfarbe. Da ich sah, daß nur vom Himmel noch Hülfe kommen könnte, nahm ich eine Reliquie des h. Vincenz und ein Bild des ehrwürdigen Perboyre und vereinigte alle Schwestern im Gebetssaale. Nach einer kurzen Ansprache über die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes lud ich sie ein, auf die barmherzige Vorsehung zu vertrauen, und sofort begannen wir eine Andacht zu dem ehrwürdigen Martyrer, bestehend aus neun Vater unser und einem jedesmal eingeschalteten kurzen Gebete, so daß die ganze Andacht kaum eine Viertelstunde währte. Sie sollte neun Tage dauern, wenn die Schwester nicht vorher stürbe. Als die Aerzte noch am selben Tage wieder kamen, glaubten sie die Kranke nicht mehr am Leben zu finden. Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir sie sagen hörten: „Es ist noch Hoffnung, die Natur der Krankheit erscheint uns jetzt als eine ganz andere. Und in der That besserte sich von dem Augenblicke an der Zustand der Kranken von Tag zu Tag, und der Fortschritt war so sichtbar, daß dieser zu Grunde gerichtete Leib in vierzehn Tagen zu allen Arbeiten wieder befähigt war. Zur Danksagung und um das Gott gethane Versprechen zu erfüllen, sangen wir vor dem ausgesetzten Hochwürdigsten Gute ein Te Deum zum Lobe Gottes und unseres ehrwürdigen Fürsprechers bei Gott.

Heilung der Schwester Vincentia in Konstantinopel.[1])

Die Schwester Vincentia litt seit neun Jahren an Schmerzen in der linken Seite, welche nur für einige Zeit nachließen, um desto heftiger wiederzukommen. Anfangs Dezember 1841 kehrten sie schlimmer als je zurück und hielten drei Wochen an, so daß die Schwester endlich sich zu Bett legen mußte. Dadurch brach ein Geschwür auf, welches eine große Menge schwärzlichen, schleimigen Eiters ergoß. Der sofort gerufene Arzt gab wenig oder keine Hoffnung, und ihm stimmten die andern beigezogenen Aerzte bei und erklärten den Fall für hoffnungslos, so daß man nur noch auf eine sehr kurze Lebensdauer rechnen könne. Auf das Kruzifix zeigend, sagte ihr der Hausarzt geradezu: „Meine Kunst ist unfähig, Sie zu heilen, die Macht hat nur der da!" Das Fieber war so heftig, daß die Kranke kaum ein wenig Brühe hinunterschlucken konnte. Die Stimme war erloschen, und nur mit großer Mühe konnte man sie verstehen. Ein fast unerträglicher Geruch erfüllte das Krankenzimmer. Die Kranke hatte die h. Wegzehrung, die letzte Oelung und den Sterbeablaß empfangen und erwartete ergeben den Tod. Am 21. Januar glaubten Alle, sie würde kaum den Abend noch erleben; sie fiel in einen tiefen Schlaf, wie seit langer Zeit nicht mehr, aus dem sie mitten in der Nacht erst erwachte. Aber was war geschehen? Ein seit langer Zeit nicht mehr

---

[1]) Beatificationis Summar. p. 3 nr. XL — XLII. p. 178—183. Das Original ist in italienischer Sprache.

gekanntes Wohlsein durchdrang sie, sie fühlte ihre Kräfte wiederhergestellt, und ihre Schmerzen waren gänzlich verschwunden. Dafür meldete sich der Hunger und sie genoß sofort die neben dem Bette stehende Suppe, Apfelsinenscheiben und Trauben, ohne das geringste Unbehagen darnach zu empfinden. Sie konnte nicht daran zweifeln, daß sich mit ihr etwas Außerordentliches begeben hatte, und doch blieb sie, eine Täuschung fürchtend, bis zum Morgen im Bette. Nun stand sie auf, kleidete sich allein an und begab sich mit sämmtlichen Schwestern zur Kapelle, um Gott für das offenbare Wunder ihrer plötzlichen und vollständigen Genesung zu danken. Es war am fünften Tage der neuntägigen Andacht, welche die Schwestern und Schulkinder zu Ehren des vor vier Monaten in China gemarterten Perboyre für sie hielten, daß dieses Wunder geschah. Fünf Missionspriester und zehn Schwestern unterzeichneten diesen auf Befehl des Erzbischofs aufgenommenen Bericht. Die beiden zugezogenen Aerzte Dr. G. Decastro von der Pariser Fakultät und Dr. De Golliet von der Turiner Fakultät, nebst dem Hausarzte Dr. M. Verollat gaben in zwei schriftlichen ärztlichen Gutachten mit ihrer Unterschrift ihr Urtheil über die plötzliche und vollständige Heilung der Schwester Vincentia dahin ab, daß jene sich nur durch ein Wunder erklären lasse.

Heilung der Schwester Margaretha Bouyssié.

Ungefähr um dieselbe Zeit, 1841, erlangte in Paris eine Tochter der christlichen Liebe, Mar-

garetha Bouyssié durch die Fürsprache unseres Seligen vom Himmel dieselbe Gunst. Sie war einundzwanzig Jahre alt. „Sie war, nach dem Berichte des behandelnden Hausarztes, Dr. J. Ratheau, schwächlich, von lymphatischem Temperamente, schon mehrmal krank gewesen, besonders einmal im Hospital, wo sie postulirte und wurde am 2. April von einer sehr starken Brustfell- und Lungenentzündung ergriffen. Trotz mehrerer Aderlässe und beruhigender Medizin verschlimmerte sich die Krankheit so, daß man ihr die Sterbesakramente spendete. Darauf besserte sich langsam ihr Zustand ein wenig, so daß man ihr die Landluft anrieth, die ihr aber nicht wohl bekam. Um diese Zeit, Anfangs August, verließ sie das Hospital, um im Mutterhause ihr Noviziat zu beginnen und wo Dr. Ratheau folgendes Krankheitsbild aufstellte: Wir hatten es mit einer Brustfell- und Lungenentzündung zu thun. Ein Eitererguß nahm beinahe drei Viertel der linken Brustfellhöhlung ein, und zwar bei einer Person, deren Brust schlecht und mit Tuberkeln an der Lungenspitze bedroht war, wenn sie sich nicht schon vorfanden. Dazu das Allgemeinbefinden der Kranken, und es ließ sich nur Schlimmes voraussehen."

„Doch versuchten wir alle Mittel, welche die Kunst vorschreibt: „Fontanellen auf der kranken Seite, beruhigende Lösemittel, Allgemeinwirkung auf die Haut durch Bäder. Weder innere noch äußere Mittel wurden vertragen; sie blieben also erfolglos. Die Kranke wurde von Tag zu Tag

schwächer. Am 16. August führte man sie einige Meilen von Paris aufs Land, aber ihr Zustand verschlimmerte sich noch und das Erbrechen verdoppelte sich. Nach vier Tagen brachte man sie nach Paris zurück, weil sie, wie sie sagte, nur bei den Schwestern sterben wollte. So dauerte es bis zum 22. August, wo sie eine Novene zu Ehren des neuen Martyrers anzufangen begehrte. Bis zum 25. nahmen die Schmerzen fortwährend zu und gerade an diesem Morgen waren sie äußerst heftig. Sie wollte aufstehen, daß man ihr das Bett mache, hielt es aber nur einige Minuten aus, weil sie zu ersticken drohte. Sobald sie sich niedergelegt hatte, schlief sie ein und augenblicklich bedeckte sich ihre Haut mit kaltem Schweiß. Plötzlich fuhr sie aus diesem Zustand auf und rief: Ich bin geheilt, gebt mir zu essen, ich bin sehr hungerig. Es war ein Viertel vor zwölf. Man glaubte, sie rede irre; aber auf ihr ganz verändertes Aussehen hin, gaben die Schwestern ihr eine starke Suppe, eine Kotelette mit einem großen Stück Brod, und da das noch nicht hinreichte, ihren verzehrenden Hunger zu stillen, noch drei in der Asche gebratene Kartoffeln, und das Alles vertrug sie vollständig."

„Unmittelbar darauf stand sie auf und wohnte, im Vollgenuß all ihrer Kräfte, der Erholung der Schwestern bei, aß mit ihnen zu Nacht und schlief sehr gut. Den ganzen folgenden Tag half sie Wäsche ausbreiten und wachte die Nacht darauf bei den Kranken."

Einige Tage nachher und darauf am 4. Oktober, unterwarf Dr. Ratheau die Schwester Bouyssié der allergenauesten Untersuchung und konnte feststellen, daß alle Organe, die so schwer erkrankt waren, sich vollständig gesund fanden und nicht die geringste Spur von Kränklichkeit mehr zeigten.

Folgendes Zeugniß stellte er am 5. Oktober 1841 aus:

„Ich frage jeden redlichen und gewissenhaften Arzt: ist das der natürliche Ausgang einer solchen Krankheit? Ohne Zweifel erholen sich Einige davon; aber wir wissen auch, wie viel Mühe es uns kostet und wie unendlich lange die Genesung sich hinschleppt und doch noch oft mit dem Tode endigt. Wie viele Aerzte machen nicht täglich diese traurige Erfahrung! Und hier ist keine Genesung. Wir sehen nur den plötzlichen Uebergang in weniger als einer halben Stunde, von der schwersten Krankheit zu der vollkommensten Gesundheit. . . . Aus allen diesen Thatsachen müssen wir den folgenden Schluß ziehen: Diese Heilung muß als die Wirkung einer nicht natürlichen Ursache, und um es klar herauszusagen, als die Wirkung eines Wunders betrachtet werden.“ [1])

J. Ratheau. D. M. P.

Beschließen wir diesen Bericht aus einer großen Anzahl von mitgetheilten übernatürlichen Hülfs-

[1]) Annales de la Congrégation Tome VII, p. 261 —269. Paris. 1842.

leistungen des seligen Glaubensbekenners mit dem Zeugnisse seines Mitbruders, des Bischofs und apostolischen Vikars des südlichen Kiang-Si, Adrian Rouger aus Kan-Tschu-Fu vom 31. Oktober 1885, ihn selbst betreffend. Er schreibt: „Ganz kürzlich, nämlich am 11. September, dem fünfundvierzigsten Jahrestage des Martertodes unseres ehrwürdigen Gabriel Perboyre, bin ich persönlich der Gegenstand eines ganz besonderen Schutzes gewesen, den hier Jeder als ein Wunder ansieht. Seit mehr als fünfzehn Monaten hatte ich in Folge der Mißhandlungen, die ich während der Verfolgung von Long-Aquins erlitten, mir eine Krankheit zugezogen, von der kein Arzt und keine Arznei mich hatte befreien können. Es wurde immer schlimmer mit mir, besonders seit dem Mariahimmelfahrtsfeste; der immer schwächer werdende Magen wollte nichts mehr verdauen; die Schmerzen in den Eingeweiden waren so groß, daß keine Ruhe mehr möglich war. Der Kopf schwindelte, die Füße wollten mich nicht mehr tragen; kurz, man fragte sich, ob nicht ein baldiger Tod erfolgen müßte. Am dritten September begannen wir Alle gemeinsam eine neuntägige Andacht zu Ehren Perboyre's. Die Besuche des Arztes hörten auf und ich nahm gar keine Arznei mehr; wir gelobten dem ehrwürdigen Martyrer einen Altar für das Fest seiner Seligsprechung. Nun erfolgte am eilften September, gerade am Schlusse der neuntägigen Andacht vollständige Heilung. Schon am folgenden Tage schiffte ich mich ein, um meine apostolischen

Reisen wieder aufzunehmen. Ehre sei Gott und dreifacher Dank unserm Seligen!"

† Adrian Rouger,
Missionspriester, Bisch. v. Cissano,
apost. Vikar.

Sind wir nun nicht berechtigt zu sagen, daß Gott selbst durch die Wunder seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit die Verehrung gut heißt, die dem ehrwürdigen Diener Gottes Johann Gabriel Perboyre nach seinem Tode zu Theil geworden ist? Man wird es darum auch begreiflich finden, daß das Mutterhaus der Genossenschaft, der er angehört und die sich rühmt, ihn unter ihre Söhne zu zählen, hohen Werth darauf legte, seine kostbaren Ueberreste zu besitzen. Schon 1858 wurden sie von Bischof Spelta, dem damaligen apostolischen Vikar von Hu-Pe, erhoben, vom Bischofe Delaplace, Lazarist, dem apostolischen Vikar von Tsche-Kiang als ächt beglaubigt und dieser unwirthlichen Erde von China entzogen und ihrem französischen Vaterlande wiedergegeben.[1])

Sofort nach Perboyre's Tod wurde Alles aufgeboten, die Reliquien desselben zu sammeln. Bischof Rameaux schrieb, er schicke einige Werkzeuge seines Todes und einige mit seinem Blute befleckte Gewänder.[2]) Bischof Rizzolati sandte das Querholz des Kreuzes, an dem die Erdrossel-

[1]) Annales de la Congr. 1858. T. XXIII. p. 389—397.
[2]) Beatificationis Summ. p. 3. nr. XXVII. § 332. pag. 104.

ung geschah.[1]) Der apostolische Missionar Franz Xaver Maresca sammelte: die von dem ungestümmen Eifer der Christen zerfetzten Beinkleider, einen Theil des nach seinem Tode abgeschnittenen Hauptthaares, den Strick, mit dem er erdrosselt worden, und einen andern, mit dem die Henker ihn am Kreuze festgebunden hatten. Seine Kleider konnte er nicht mehr erhalten.[2]) Sein Mitbruder Baldus gab sich wegen der hohen Verehrung, die er zu dem Martyrer trug, viele Mühe, die h. Gewänder, die er getragen, von den Christen von Ku-Tsching-Nam, selbst mit beträchtlichen Geldopfern zu erhalten, aber sie wollten dieselben um keinen Preis abgeben.[3])

Die Uebertragung der Reliquien meldete Herr Etienne, der Generalsuperior der beiden Familien des h. Vincenz, seinen Untergebenen in einem Rundschreiben aus Paris vom 1. Januar 1861. „Beim Beginne dieses Jahres 1860, am 6. Jan., wollte die Güte Gottes unsern sehnlichsten Wunsch und unsere süßeste Erwartung erfüllen. Dieser Tag, zugleich der Geburtstag unseres ehrwürdigen Martyrers Joh. Gabriel Perboyre, brachte uns das Glück, in unser Mutterhaus seine kostbaren Gebeine eintreten zu sehen, welche unser Mitbruder, Bischof Danicourt, apostolischer Vikar von Kiang-Si, aus China überbrachte. Es fällt schwer, die Rührung aller Herzen in dem Augen-

---

[1]) Ib. nr. XIV. § 203 p 66 und nr. XXXI. § 421. pag. 134.

[2]) Beatificat. Summ nr. XXIV. § 313. p. 98.

[3]) Ib. nr. VIII. § 11. p. 12.

blicke zu schildern, in welchem wir in den Besitz eines so reichen Schatzes gelangten. Knieend um diese irdische Hülle des Seligen schien es uns, als ob er vom Himmel herab unserm Glücke zulächele und unsern frommen und brüderlichen Empfang erwiedere. Welche Freude für Alle, den in unsere Mitte wiederkehren zu sehen im Strahlenkranze des Apostels und Martyrers, den wir vor fünfundzwanzig Jahren aus diesem selben Mutterhause hatten scheiden sehen, um über weite Meere in ein fernes Land sich zu begeben, wohin er die frohe Botschaft des Heiles trug, wo er die Laufbahn voll Arbeiten, Entbehrungen und Leiden für den h. Namen Jesus vollendete und seinen Glauben und seine Liebe zu den Seelen mit seinem Blute besiegelte! Der frühere Direktor des Noviziates, der dem jüngern Geschlechte durch sein Beispiel und seine Belehrungen gezeigt hatte, was der wahre Missionar sein soll, kam nun zurück, um sie zu lehren, wie er für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu leiden und zu sterben wissen müsse."

„Es war der 25. Januar, der denkwürdige Tag der Gründung unserer Gesellschaft, den Seine Eminenz der Erzbischof von Paris, Kardinal Morlot, bezeichnet hatte, um die kanonische Untersuchung des Leibes unseres ehrwürdigen Martyrers gemäß der dazu von Rom angelangten Weisungen vorzunehmen. Er hatte die Güte, bei dieser rührenden Handlung selbst den Vorsitz zu führen. Nachdem die Aechtheit des Leibes kanonisch anerkannt war, wurde er in unsere Kapelle gebracht und in

eine zu seiner Aufnahme vorbereitete Gruft gesenkt. Dort wird er bleiben, bis es der göttlichen Güte gefällt, uns zu gestatten, ihn auf die Altäre zu stellen und ihm dieselbe Ehre zu erweisen, wie dem Leibe des heiligen Vincenz von Paul."

Diese Hoffnung des hochwürdigen Obern hat sich, wie nicht anders zu erwarten war, schon erfüllt. Selbst noch vor dem Tode des Martyrers hatte Papst Gregor XVI., als er die Gefangennehmung und einige der erduldeten Leiden erfuhr, der Genossenschaft empfohlen, mit Sorgfalt Alles zu sammeln, was eines Tages zum Seligsprechungsprozeß dienen könnte, und seine Absicht geäußert, wenn das Martertyum vollendet wäre, die Einleitung des Prozesses in kürzester Zeit zu begünstigen. Der Oberhirt vergaß sein Versprechen nicht, und zwei Jahre nach dem Tode des Dieners Gottes, im Jahre 1843, unterzeichnete er auf die ersten vom Bischof Rizzolati eingesandten Zeugnisse hin die Verordnung, welche den Prozeß der Seligsprechung einleitete. Nach diesem ersten amtlichen Akte des h. Stuhles konnte Perboyre als ehrwürdig bezeichnet werden. Im Jahre 1870 hatte Bischof Filippi nach zweijähriger Arbeit die gesammten, von der Kongregation der Riten in Rom geforderten Akten eingeschickt, die aber verloren gegangen waren und deshalb zum Theile nach vorhandenen Abschriften wieder ausgestellt, zum Theil wieder neu angefertigt werden mußten. Darüber verflossen wegen der weiten Entfernung, der erneuerten Zeugenaufnahme und der vielfachen Förmlichkeiten, welche

diesen Prozeß umgeben, mehr als zehn Jahre. Im Mai 1880 sandten die auf der Synode von Han-Ke'u unter dem Vorsitze des Bischofs Zanoli versammelten neun Bischöfe und apostolischen Vikare der innern und östlichen Provinz China's, aus fünf verschiedenen Nationen und Orden stammend, eine Bittschrift an unsern h. Vater Leo XIII., in welcher sie von Neuem auf die Seligsprechung drangen.[1])

In jüngster Zeit ist der Kongregation der Riten die Arbeit des Advokaten des Prozesses, Herrn Ferdinand Maroni, übergeben worden, in welcher er die kanonischen Untersuchungen, welche schon früher über den Martertod des Dieners Gottes, und die Wunder, welche durch seine Fürbitte erlangt wurden, stattgefunden hatten, zusammengefaßt hat. Die Beweise, welche der gelehrte Advokat hier aufstellt und die schon veröffentlicht worden sind, nachdem der Vicepromotor des Glaubens sie geprüft hat, erschienen so stark und gründlich, daß Niemand in Rom an dem nahen Erfolge der Sache zweifelte.[2])

Die vorbereitende Versammlung, die über den vorliegenden Prozeß zu urtheilen hat, fand statt am 6. Juli 1886, in welcher die Berather der Kongregation der Riten ihre Meinung abgeben, entweder bejahend oder verneinend oder aufschiebend. Diese werden dann dem Pro-

---

[1]) Annales de la Congr. 1880. T. XLV. p. 581.

[2]) Annales de la Congr. 1885. T. L. p. 212—226. — Sinarum Beatificationis Ven. Servi Dei Jo. Gabrielis Perboyre, Novissima Positio. Romæ 1888. kl. Fol.

motor des Glaubens (gemeinhin genannt advocatus diaboli) übergeben, der sie im Ganzen wie im Einzelnen und den ganzen Prozeß der schärfsten Kritik unterzieht. Ueber Alles, was in dieser Versammlung vorkommt, wird das eidliche Stillschweigen beobachtet. Ihr wohnten zehn Kardinäle bei, darunter auch der Kardinal Melchers, vordem Erzbischof von Köln, und eine Menge von Prälaten des päpstlichen Stuhles.

Um die ganze Angelegenheit zu beendigen, erübrigte nur noch eine Generalkongregation vor dem h. Vater, in welcher die Frage gestellt wird: Ob mit Sicherheit zur Seligsprechung geschritten werden könne? Die Mitglieder der Kongregation geben ihre Stimmen ab, bejahend oder verneinend. Dann vollzieht der heilige Vater den Schlußakt des ganzen Prozesses, indem er feierlich erklärt: „Es könne mit Sicherheit zur Seligsprechung geschritten werden.

Diese letzte Generalversammlung wurde auf den 12. Juni 1888 vom h. Vater in den Thronsaal des Vatikans berufen, worin er selbst den Vorsitz führte. Sie ist sehr feierlich; die Kardinäle und die Räthe der Kongregation der Riten geben schriftlich ihr Votum ab und der h. Vater verkündigt sofort seine Entscheidung oder schiebt dieselbe noch auf. Letzteres fand in unserm Falle statt, jedoch nur für kurze Zeit, denn am 25. November 1888, dem letzten Sonntage nach Pfingsten, an welchem die Kirche das Fest der h. Martyrin Katharina feiert, hatte die feierliche Ver-

kündigung des Dekretes statt, betreffs den Martertod und die Wunder des Ehrwürdigen Dieners Gottes Johann Gabriel Perboyre. Gegen elf Uhr begab sich der h. Vater, umgeben von seiner Nobelgarde in den Thronsaal und verordnete in Gegenwart der betheiligten Kardinäle und Beamten die Lesung des Dekretes durch den Sekretair.

Es enthält zunächst eine kurze aber prachtvolle Lobrede auf sein Leben und seinen Tod, dann einen Abriß des Prozesses und schließt mit dem Befehle, dieses Dekret zu veröffentlichen und in die Akten der h. Kongregation der Riten einzutragen. Dann sprach der Generalsuperior Anton Fiat in glücklicher Anwendung des Magnificat dem h. Vater den Dank der Genossenschaft für seine unfehlbare Entscheidung aus, auf welchen Papst Leo unter Anderm erwiederte: „Danken wir Gott, der durch eine besondere Fügung Seiner Vorsehung gestattet hat, daß in jetziger Zeit den Gläubigen und den Dienern des Heiligthums Muster so großer Tugenden und solchen Heldenmuthes vorgestellt werden ... Diese Beispiele werden ein Sporn sein, für den Glauben die schwersten Mühen und Opfer zu übernehmen und den Herzen die unbeugsame Standhaftigkeit und den unüberwindlichen Muth einzuflößen, den die Martyrer bezeigt haben ...“

Zum völligen Abschluß des Prozesses blieb nun nur noch die Antwort auf die Frage von Seiten der h. Kongregation der Riten: Ob zur Seligsprechung mit Sicherheit könne ge-

schritten werden? In allgemeiner Versammlung derselben, unter dem Vorsitz des h. Vaters erfolgte dieselbe am 12. März 1889 einstimmig bejahend, während der h. Vater wie im Juni vorigen Jahres seine höchste Entscheidung noch verschob.

Doch zum Zeichen, daß die Sache spruchreif sei, verkündigte ein Brief des Kardinals Laurenzi vom 22. März 1889 dem Erzbischofe von Paris, daß der h. Vater ihn ermächtige, den Leib des Martyrers zu erheben, um demselben die Reliquien zu entnehmen, welche bei der feierlichen Seligsprechung vertheilt werden sollten.[1])

Diese Erhebung erfolgte mit aller erforderlichen Feierlichkeit durch den Kardinal Richard von Paris am 25. April 1889, worüber die Jahrbücher der Kongregation[2]) den genauen Bericht enthalten.

Das Bestätigungsdekret der Abstimmung vom 12. März erließ nun der h. Vater am Christihimmelfahrtstage den 30. Mai im Thronsaale des Vatikans und verordnete: Tuto procedi posse ad solemnem venerabilis Joannis Gabrielis Perboyre beatificationem, d. h. man könne mit Sicherheit zur feierlichen Seligsprechung des Ehrwürdigen Johann Gabriel Perboyre schreiten. Zugleich gab er den Befehl zur Ausfertigung der apostolischen Briefe in Form eines Breve über

---

[1]) Vie du Bieuhenreux J. G Perboyre. Par. 1889. p. 413—428.

[2]) Annales de la Congr. Tome LIV. p. 326—333. Paris 1889.

die spätere öffentliche Feier, bei welcher es auch erst verlesen wird.

Gewöhnlich wird diese Feier noch längere Zeit verschoben, doch in unserm Falle erging Mitte Oktober von Rom eine Depesche an den Generalsuperior in Paris, daß dieselbe endgültig auf den 10. November festgesetzt sei, damit die Tausende französischer Pilger und Arbeiter an der Verherrlichung ihres Landsmannes Theil nehmen könnten.

Am bestimmten Tage versammelten die Kardinäle und Berather der Kongregation der Riten sich in der sixtinischen Kapelle, von wo sie sich mit den in Rom anwesenden Bischöfen, den Prälaten des Tribunals der Rota und den Abgesandten des Kapitels von St. Peter nach dem Saale der Loggia, über dem Haupteingange der vatikanischen Basilika begaben, wo jetzt wegen der Zeitumstände diese Feierlichkeiten abgehalten werden. Unzählige Lichter beleuchteten die prachtvolle Kapelle, die Abbildungen der Marterwerkzeuge und die drei großen Bilder des Seligen: das Lichtkreuz am Himmel über der Leiche des Martyrers, seine Erscheinung bei dem kranken Heiden, der sich dadurch bekehrte und die Aufnahme des Seligen in den Himmel, welches Letztere erst nach der Verlesung des päpstlichen Breves enthüllt werden sollte. Mehr als zweitausend französische Arbeiter, die in Rom ansäßigen Franzosen, die französische Gesandtschaft, viele Priester und Ordensleute füllten Schiff und Galerien. Die doppelte Familie des h. Vincenz war reichlich vertreten,

an ihrer Spitze der General und die Oberin der Töchter der christlichen Liebe. Aller Blicke aber wandten sich auf einen fast achtzigjährigen Priester und eine hochbetagte Schwester des h. Vincenz, deren Augen in Freudenthränen schwammen, da sie der Verherrlichung ihres seligen Bruders beiwohnten. Gegenwärtig waren auch drei Bischöfe der Lazaristen. Auf Ansuchen des Sekretairs der Riten und des Bevollmächtigten der Kongregation, Herrn Valentini, verordnete Kardinal Aloisi-Masella die Vorlesung des Breves, gegeben in Rom bei St. Peter unter dem Fischerring den 9. November 1889, dem zwölften Jahre des Pontificates, unterzeichnet M. Kard. Ledochowski.

Die Hülle fiel von Bild und Reliquien des Seligen auf dem Altar, das Te Deum wurde gesungen, die Reliquien beräuchert und der dazu bestimmte Prälat von St. Peter las die feierliche Messe In virtute, de Communi Martyris non Pontificis mit folgenden eigenen Orationen.

Kollekte. O Herr Jesus Christus, der Du den Seligen Johann Gabriel, Deinen Blutzeugen, unter den Völkern China's durch Lebensunschuld, apostolische Arbeiten und vorzügliche Theilnahme an Deinem Kreuze wunderbar gemacht hast; gib, wir bitten Dich, daß wir den Beispielen seines Glaubens, seiner Liebe und Geduld nachfolgen und Genossen seiner Herrlichkeit zu werden verdienen mögen. Der Du lebst ....

Sekrete. Dieses Opfer, o Herr, welches den Seligen Johann Gabriel bereitete, den Kampf

für den Glauben zu bestehen: möge uns immerwährende Standhaftigkeit in Deinem Dienste und Heil verleihen. Durch unsern Herrn ....

Postkommunion. Möge der Empfang der Sakramente uns, o Herr, die himmlische Kraft verleihen, durch welche der Selige Johann Gabriel es vermochte, in Unschuld zu leben und den Triumph des Marterthums zu erringen. Durch unsern Herrn ....

Der Abschluß und die Krönung des Festes erfolgte am Nachmittag um drei Uhr, als der h. Vater, wie es bei diesen Festen immer gehalten wird, im feierlichsten Aufzuge, umgeben von seinem ganzen Hofstaat und allen in Rom anwesenden Kardinälen und Bischöfen sich in den Saal der Loggia begab, um vor dem Bilde des Seligen Perboyre zu beten, und ihn um seine Fürsprache im Himmel für die allgemeinen Bedürfnisse der heiligen Kirche zu bitten. Nach dem Bericht eines Augenzeugen [1]) „dauerte dieses Gebet beinahe eine halbe Stunde. Der h. Vater war wie in Entzückung, das Haupt auf beide Hände gestützt, und machte keine Bewegung, als um seine Thränen abzutrocknen". Während dieses Gebetes verharrten alle Anwesenden auf den Knieen im tiefsten Schweigen. Dann vertheilten die Missionspriester an alle Kardinäle das Bild und das Leben des Seligen, während der Generalsuperior dem h. Vater auf silberner Schüssel ein pracht-

[1]) Annales de la Congrégation de la Mission. Tome LV. p. 32 ff. Paris 1890.

volles Reliquiarium des Seligen, Herr Valentini einen Blumenstrauß und der Bruder des Seligen, Jakob Perboyre ein reich gebundenes Exemplar des Lebens unseres Martyrers überreichte.[1]) Darauf unterhielt der h. Vater sich noch mit besonderm Wohlwollen mit dem Bruder und der Schwester des Seligen, an die er seine Glückwünsche richtete und zog sich, nachdem er noch aus der Mitte der Kapelle das verklärte Bild auf dem Altare betrachtet hatte, nach allen Seiten den Segen spendend, zurück.

Seliger Streiter Christi! für deinen Gott und deinen Glauben hast du Blut und Leben geopfert und dadurch die Krone des Marterthums und das ewige Leben errungen: bitte Gott für den heiligen Vater und die ganze Kirche, daß Er in dem allerwärts gegen sie entbrannten Kampfe des Unglaubens uns stärke, lieber Alles zu opfern, als unsern heiligen katholischen Glauben, der allein uns zu dir führen kann in den Himmel!

---

[1]) Vita del Beato J Gabriele Perboyre prete della Congregazione della Missione. Roma Tipografia Liturgica Editrice Romana. 1889. gr. 8. von 388 Seiten, mit Portrait. (Es ist eine freie ausgezeichnete Uebersetzung aus dem Französischen von Bindi, Erzbischof von Siena.)

Inhalt.

Bei demselben Verleger sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Arndt, A., S. J. Der heilige **Stanislaus Kostka,** Patron der Jugend. Mit Approbation der Obern. 1888. 16°. 256 S. 1 M. 20 Pf.

P. Petrus Canisius, P. d. G. J. **Sein Leben.** Nach den besten Quellen bearb. 3. Aufl. 1870. 16°. 70 S. 30 Pf.

Chavin de Malan, F. E., **Geschichte des heiligen Franz von Assisi** 1182—1226. 2. Aufl. 1862. 8°. 366 S. 60 Pf.

Hattler, P. S. J., die drei neuen Heiligen aus der Gesellschaft Jesu, **Alfons Rodriguez, Johannes Berchmans** und **P. P. Claver.** Kurze Lebensgeschichte und Gebete. Mit Gutheißung der Obern. 1888. 108 S. in 16°. 40 Pf.

Kleutgen, J., S. J., Leben frommer Diener und Dienerinen Gottes. 2. Auflage. 1869. 8°. 318 Seiten 2 M 40 Pf.
Inhalt: Die Missionäre in der Bretagne. — Leben des seligen Peter Claver. — Leben des seligen Johannes Grande. — Franz, König von Bungo. — Züge aus dem Leben japanesischer Frauen: Maria und Katharina. Grazia, Königin von Tango. — Thekla, Tochter, und Massenzia, Enkelin des Königs Franz von Bungo. — Eine andere Massenzia. — Magdalena, Johanna und Agnes.

Kobler, A., P. S. J., **Pater Florian Baucke,** ein Jesuit in Paraguay. (1748—1766.) Nach dessen eigenen Aufzeichnungen. Mit colorirten Abbildungen. 1870. 8°. 724 Seiten 5 M 40 Pf.

Lacordaire, P. H. D., **Leben des heil. Dominikus.** Aus dem Französischen. 2. Auflage. 1871. 8°. 352 Seiten 2 M 20 Pf.

Martin, P. S. J., **Isaak Joques aus der Gesellschaft Jesu,** erster Apostel der Irokesen. Übersetzt von St. Dosenbach, P. S. J. 1875. 8°. 316 Seiten 1 M 80 Pf.

Martyrer, die 19 heiligen, von Gorkum, welche im Jahre 1867 heilig gesprochen worden sind. Ihr Leben und Leiden. 1867. 16°. 62 Seiten 20 Pf.

Maynard, Canonikus, das **Leben des heiligen Vincenz von Paul.** Autorisirte Uebersetzung. 1878. 8°. 484 Seit. 2 M 40 Pf.

Meilinger, J., Prof., **der ehrw. Bartholomäus von den Martyrern,** Erzbischof von Praga in Portugal. Nach dem Spanischen. 1856. 8°. 338 Seiten 3 M 30 Pf.

Leben und Martertod des seligen Johann Gabriel Perboyre Priesters der Kongregation der Mission. Nach den Quellen bearbeitet von einem Priester derselben Kongregation

Regensburg 1890